

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **99 (2003)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

CATRIN KRÜGER (Hg.): Kultur des Erinnerns. Die Luzerner Friedhöfe Hof und Friedental. Geschichte und Grabgestaltung. Zürich: Offizin 2001. 416 S., Ill. + 1 CD-ROM.

Ungewöhnlicher und erfreulicher Ausgangspunkt dieser Studie war, dass die Herausgeberin Catrin Krüger Mitte der 1990er-Jahre das Grab der Eltern ihres Freundes auf dem Friedhof Friedental pflegte und dabei für die Schönheit historischer Grabmalkunst sensibilisiert wurde, gleichzeitig aber auch mit deren permanentem Schwund konfrontiert wurde. Letzteres bewog sie dazu, bei verschiedenen Ämtern vorstellig zu werden, und sie konnte schliesslich die Albert-Koechlin-Stiftung als Sponsor für diesen umfassenden Inventarband sowie die Unterstützung der Kantonalen Denkmalpflege gewinnen.

Dieser Band legt erstmalig in der Schweiz ein nach wissenschaftlichen Kriterien aufgenommenes Inventar des Bestandes der stadtluzernischen Friedhöfe Hof und Friedental vor, nachdem sich die Autoren zuvor jahrelang selbstlos für den Erhalt dieser sepulkralen Kulturgüter engagiert hatten. Luzern besitzt mit diesen beiden Begräbnisanlagen zwei bedeutende Friedhöfe: eine der wenigen frühneuzeitlichen Hallengräberanlagen an der Hofkirche und einen Zentralfriedhof aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Der erste Beitrag dieser Monographie untersucht den Wandel des Totenbrauchtums im Laufe der Jahrhunderte. Es werden alle Elemente des katholischen Brauchtums wie die Sterbesakramente, die feierlichen Versehänge und öffentlichen Leichenprozessionen, die Seelenämter und Bestattungsfeiern in ihrer örtlichen Ausprägung dokumentiert. Für die Genauigkeit der Dokumentation spricht die Erwähnung der Anekdote, dass das Amt der Grabmutter bzw. Leichenbitterin wegen des aufkommenden Tourismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts abgeschafft wurde, da ihr schrilles Schreien die Erholungsuchenden belästigte.

Während die Geschichte des mittelalterlichen Kirchhofes bei der Hofkirche nur schwer zu rekonstruieren ist, verdichten sich die Quellen im 16. und vor allem im 17. Jahrhundert. Als 1633 die Hofkirche ausbrannte, wurde dies zum Anlass genommen, 1639 eine den gesamten Kirchplatz umschliessende Gräberhalle im toskanischen Stil zu errichten. Die seinerzeit auch vom Luzerner Patriziat in grossem Umfang praktizierte Kirchenbestattung war fortan untersagt; statt dessen vergab der Rat die Bestattungsrechte für die Gräber in den Arkadenhallen. «Er sprach denjenigen Familien, die in der Kirche bereits Begräbnisstätten hatten, die gleiche Anzahl der Gräber in den Hallen zu, die sie einst in der Kirche hatten. Zusätzlich erhielten aber auch diejenigen Ratsgeschlechter, die keine Begräbnisstätte in der Kirche besaßen, das Recht auf eine Grabstätte im neuen Kreuzgang» (S. 46). *Mathias Steinmann*, der Autor dieses Kapitels, erkennt in dem Verbot der Kirchenbestattung eine Erneuerung der katholischen Kirche im Sinne des Konzils von Trient 1563, die in Luzern vom Erzbischof von Mailand Karl Borromäus nachhaltig verfochten wurde. Dieser strebte eine Reinigung der Kirchenräume von allen weltlichen Zeichen der Macht und des Reichtums an.

Die in der Literatur geläufige Bezeichnung der Gräberhallen an der Hofkirche als *Camposanto* wird insofern korrigiert, als dieser von Arkadengängen umschlossene Begräbnisraum keine eigenständige, ausserörtliche Begräbnisanlage war, sondern in örtlicher Verbindung mit der Hofkirche entstand. Gleichwohl bedeutete die Abkehr von der Bestattung *ad sanctos*, die hier mit dem Verbot der Kirchenbestattung erwirkt wurde, einen ersten Schritt hin zur Auflösung der Einheit von Kirche und Grab und stellte damit eine weitere nachreformatorsche Variante der Lösung des Grabes vom Kultbezirk in einer katholischen Stadt dar. Der Friedhof bei der Hofkirche wurde bis um 1900 weiter belegt, die in den Jahren 1999/2000 inventarisierten 367 Epitaphen in den Gräberhallen werden typologisch und ikonographisch vorgestellt. Dabei fallen die Darstellungen von *castra doloris* auf Grabsteinen auf, die damit zu dauerhaften Erinnerungsträgern werden. Ein schönes Dokument der meist als schlichte Wandplatten ausgeformten Epitaphen ist ein Album der Kunstgesellschaft Luzern um 1830, in dem die aus damaliger Sicht bemerkenswerten Grabmäler zeichnerisch festgehalten sind.

Im Jahre 1885 wurde gegen den Widerstand von Teilen der Bevölkerung der neue Friedhof im Friedental nach neuesten räumlich-hygienischen Massstäben angelegt. Die rechteckige, rasterförmig untergliederte Anlage wurde entlang der Umfassungsmauer teilweise als Hallenanlage ausgeführt, einem baulichen Element, an das die Luzerner Bevölkerung gewöhnt war und das 1928/29 zu einem kleinen Camposanto ausgebaut wurde. Charakteristisch waren die monumentalen, neoklassizistischen Verwaltungsgebäude mit Leichenhalle, die «Propyläen zum Jenseits» im Eingangsbereich. Auch in Luzern hatte die von Deutschland ausgehende, teilweise anti-industriell orientierte Friedhofsreformbewegung gewisse Auswirkungen, indem einerseits reglementierend in die Grabmalgestaltung eingegriffen wurde

und gleichzeitig erfolgreiche Bemühungen einer von Architekten, Bildhauern und Steinmetzen getragenen Friedhofskommission zur Verbesserung der künstlerischen Qualität einsetzten. So hat hier auch der bekannte Reformler Adolf Hüppi seine Spuren als Grabmalgestalter hinterlassen. Der Bau eines Krematoriums erfolgte nach harten Auseinandersetzungen in der Bevölkerung erst vergleichsweise spät zwischen 1924 und 1926.

Der heute noch im Betrieb befindliche und mehrfach erweiterte Friedhof wurde im Laufe der Zeit mit verschiedenen baulichen und künstlerischen Elementen ausgestattet, wie etwa dem 1992 eingeweihten Denkmal für das Gemeinschaftsgrab. Der Band enthält schliesslich eine Beschreibung der beiden jüdischen Friedhöfe und ihrer Grabmäler.

In den Jahren 1999 und 2000 wurden 1163 Grab- und Denkmale, rund zehn bis fünfzehn Prozent des Gesamtbestandes des Friedhofs Friedental, inventarisiert und davon 1079 im Kataloganhang abgebildet. Sie zeigen, dass die Reformideen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hier einen merklichen Einfluss hatten und die Qualität der Grabmäler im Sinne der Reformler ein aussergewöhnlich hohes Niveau besass. Alle 367 Grabdenkmäler des Friedhofes an der Hofkirche wurden erfasst und davon 180 im Katalog abgebildet.

Dem Buch liegt eine aufwendig gestaltete CD-Rom bei, die den Betrachter mittels einer Tonbild-Diaschau durch die beiden Friedhöfe geleitet. Sie enthält ausser dem gedruckten Katalog alle Daten und Fotos der Grabmalinventare.

Das sorgfältig gestaltete und kenntnisreich geschriebene Buch verdient uneingeschränkte Anerkennung. Dies wird durch verschiedene Details wie ein gutes Glossar der Grabmaltypen und symbolischen Darstellungen positiv abgerundet. Erstmalig werden sogar die sich an der Herkunft der Gesteine der Grabmäler orientierenden Bezeichnungen wie «Andeer Granit» oder der im Jargon geläufige «Schwarz-Schwedisch» alphabetisch aufgelistet und in Klammern mit ihrer geologischen Bezeichnung versehen. Der Band bereichert das Spektrum der monographischen Arbeiten, indem immer wieder die Bezüge zur allgemeinen Friedhofs- und Grabmalentwicklung hergestellt werden. Zu guter Letzt sind die farbigen Bestandspläne im Anhang ein weiterer Beleg für Schweizer Qualitätsarbeit.

Barbara Happe

GERHARD HENKEL: *Der Ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland*. 3., völlig Neubearb. Aufl. Stuttgart/Leipzig: Teubner 1999. 384 S., Abb., Tab. (Teubner Studienbücher der Geographie).

«Geographie, Schwerpunkt Anthropogeographie» heisst die Professur von Gerhard Henkel, der seit 1980 in Essen lehrt. 1993 erschien seine «Gesamtdarstellung des ländlichen Raumes» in erster, 1995 bereits in zweiter und nun – gründlich revidiert nach den Umwälzungen der 1990er-Jahre – in dritter Auflage. Eine «Anregung von Martin Born aus dem Jahre 1978» sei der Anstoss gewesen: Borns vergleichbare Standardwerke «Die Entwicklung der deutschen Agrarlandschaft» (1974) und seine «Geographie der ländlichen Siedlungen» (1977) hatten dazu die Fundamente gelegt.

Die Wandlungen der Kulturlandschaft beschäftigen Henkel seit seiner Dissertation 1973 in Köln. Wüstungen alter und neuer Prägung, Strukturprobleme, Dorferneuerung sind die Themen, um die seine Forschungen konzentrisch kreisen. Den Zugang zu deren Erforschung gliedert er auf bewährte Weise: Im ersten Kapitel führt er thematisch und methodisch ein, umreisst Forschungsgegenstand, -felder, Definitionen und Disziplinen, die sich mit dem ländlichen Raum befassen. «Ländliche Bevölkerung und Sozialstrukturen» (Kapitel 2) gilt der Demographie, «Agrare und gewerbliche Wirtschaft» (Kapitel 3) der Ökonomie; mit über hundert Seiten ist dies das längste, zentral gewichtete Kapitel, Konstituens und Grundlage auch aller folgenden Wandlungen: «Gestalt, Lage und Funktion von Siedlung und Flur» (Kapitel 4), «Grundzüge der politischen Behandlung des Ländlichen Raumes» (Kapitel 5), «Infrastruktur und Kommunalpolitik» (Kapitel 6) und – resümierend und fragend – «Ein Blick in die Zukunft des Ländlichen Raumes: Trends, Prognosen und neue Aufgaben» (Kapitel 7).

Das vom Autor selbst gesteckte Ziel, «die bis dato dominierenden formalen und genetischen Betrachtungsweisen» zu erweitern und in einem «Lehrbuch» übersichtlich zu bündeln, ist erreicht – zumindest, was die postulierten Felder «ökonomische, soziale, administrative, planungsorientierte und anwendungsbezogene Fragestellungen» betrifft. In diesem Sinne ist die vorliegende Einführung zurecht «Studienbuch» und kompaktes Lehrbuch, das die Fülle von Definitionen, Ansätzen, Beispielen und Problemen anschaulich und doch generalisierend, kritisch wertend darstellt. Dies gilt für geographische, kaum aber für kulturwissenschaftliche Forschung und Lehre, birgt das Buch doch allzu viele offene Fragen, divergente Sichtweisen und Ziele.

Dies betrifft zum einen – ganz grundlegend – die disziplinäre Verortung. Unter den acht «um den ländlichen Raum besonders bemühte(n) Nachbarwissenschaften» rangiert auf Platz sechs «die Volkskunde bzw. (moderne) Kulturanthropologie», die sich befasste mit «1. Volksglaube, Aberglaube, Volksrecht, Brauchtum und Sitte, 2. Dichtung, z.B. Märchen, Sage, Lied, Reim, 3. Siedlung, Haus, Gerät, Nahrung, Tracht», auch «u. a. mit Fragen der lokalen und regionalen Identität ... Randgruppen ... Dorferneuerung», wie «u. a. die jüngeren Arbeiten der Frankfurter Schule um *Greverus* und *Haindl*» zeigten (S. 26f.).

Freilich sind weder sie noch andere in die Lehrbuchdarstellung eingegangen – von der Wende der Volkskunde zur Sozial- und Kulturwissenschaft ganz zu schweigen. *Riehl* firmiert als Familienforscher, als historische Quelle, während grosse und weichenstellende Projekte ganz fehlen. Marburger und Tübinger Arbeiten, ja «Schulen» und zentrale Habilitationsschriften scheinen ebenso wenig im Blick wie innovative Monographien, «Einzelgänger», Lebenswerke. Stellvertretend für lange Listen seien nur die Namen von Herbert Schwedt (nach Herkunft Geograph) und Heide Inhetveen genannt, letztere «Agrarsoziologin» in Göttingen. Mikro- und Vergleichsstudien ihrer Art sind für eine kritische und neue Sicht der Problematik Ländlicher Raum unverzichtbar. Ihr Fehlen ist daher mehr als Rezension-Monitum oder verletzte Standes- und Fachehre. Es ist m. E. Zeichen dafür, wie wenig Postulate nach Interdisziplinarität, auch das neuere der Transdisziplinarität, nutzen. Weder in der Forschungspraxis noch in der Theorie sind sie umgesetzt, weder in der Lehre noch in der Politik fruchtbar geworden. Europäische Einigung, Agenda 21, Agrarkrise und Bauernsterben verlangen – jenseits von Fachzäunen, Bestandssicherung, Abgrenzung – Öffnungen und Praxen, wie sie Handbücher alter Art kaum vermitteln. Forschendes Lernen und hermeneutische Fragen sind dafür bessere Instrumente: im kulturwissenschaftlichen Feld, in der Regionalkultur vor Ort, in der Kultur- und Strukturpolitik. Fächer- und Ländergrenzen («Wandlungsprozesse in Deutschland») sind dann nicht nur hinderlich, sie sind längst hinfällig.

Christel Köhle-Hezinger

HEIDI WITZIG: *Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914*. Zürich: Chronos-Verlag 2000. 448 S., Abb., Reg.

Der originelle Titel für die fast 400 Seiten umfassende Alltagsgeschichte steht für die grosse Spannweite, in welcher sich das Leben vieler Menschen in der Schweiz geformt und abgespielt hat. «Polenta» steht für die südalpine Berglandwirtschaft, «Paradeplatz» für bürgerliches Leben und Industrialisierung. Mit diesen beiden Polen stellt die Autorin von Anfang an klar, dass es so etwas wie «Wir Schweizer» höchstens historisch verklärt, nie aber im gelebten Alltag gegeben hat. Dieser war für unsere Vorfahren sehr vielfältig – so vielfältig, dass Forschende zwangsläufig eine Auswahl treffen müssen. Witzig hat dies sehr intelligent getan und schildert das Leben in den unterschiedlichen Regionen anhand geläufiger Gegensätze wie Stadt-Land, Berg-Tal, protestantisch-katholisch, religiös-säkular. Diese Gegensätze decken sich aber nicht etwa, vielmehr lassen sie komplexe Verflechtungen mit überall wieder anderen Mustern entstehen. Die Autorin spürt solchen nach, indem sie die Protagonisten auf sechs Bühnen (Wallis und Tessin, Zürich-Stadt und -Oberland, Freiburger Sensebezirk und St. Galler Rheintal) zu Wort kommen lässt. Wir vernehmen Schilderungen einer Vielzahl von Frauen, Männern und Kindern vorwiegend aus historischen Quellen (nicht so sehr offizielle Dokumente aus Archiven als vielmehr Briefwechsel, Tagebücher, Biografien und literarische Werke). Für die neuere Zeit sprechen auch persönliche Begegnungen. Alle Zeugnisse werden von Witzig wie solche von vertrauten, liebgewonnenen Personen behandelt. Mit einem hohen Grad an Einfühlungsvermögen stellt sie deren Persönlichkeiten vor und schildert plastisch deren Lebensumstände. So erfahren wir nicht nur vieles über das Alltagsleben, sondern – und das ist neu an diesem Werk – auch vieles über das Alltagserleben unserer Vorfahren. Ebenfalls neu ist, dass differenziert wird nach Geschlecht und Alter: Immer geht es Witzig um Frauen, Männer und Kinder (Knaben und Mädchen), was programmatisch im Inhaltsverzeichnis festgeschrieben ist.

Fragen und Themen, um nicht zu sagen Probleme, waren (und sind wohl auch heute noch) auf allen Bühnen dieselben. Aus dieser Einsicht heraus hat Witzig ihre Leitfragen entwickelt, die etwas verkürzt mit den Schlagworten Gender, Mentalitäten, Sinngebungsinstanzen (oder Definitionsmächte) umschrieben werden können. Das Inhaltsverzeichnis, detailliert und übersichtlich, führt uns in die Themen ein:

«Wie fristeten Frauen, Männer und Kinder ihr Leben?» Wovon lebten sie und wie teilten sie sich die Arbeiten auf? Wie viel Spielraum zur individuellen Gestaltung des Alltags bot sich ihnen, respektive konnten sie wahrnehmen? «Wie lebten Frauen, Männer und Kinder zusammen?» Hier reicht die Be-

schreibung von der «Felshöhle bis zur Villa». Auch Speisezetteln und städtische Konsumgewohnheiten werden dargelegt. Den materiellen Aspekten folgen Schilderungen der unterschiedlichen Kommunikationsformen. Treffend werden diese typisiert mit den Begriffen «Schweigende» oder «Redende Milieus» sowie einer Mischform davon. Das Schweigen in ländlichen Milieus rühre daher, dass die *façons de faire* wichtiger waren als die *façons de dire*. Dieser Feststellung lässt Witzig die Bemerkung folgen, dass das Schweigen noch weitgehend unerforscht sei (ein Wink an die Volkskunde, welche bisher ebenfalls die *façons de faire* bevorzugt hat?).

«Welche Instanzen gaben dem Familienleben Sinn, und wie reagierten Frauen, Männer und Kinder darauf?» heisst das folgende Kapitel. Hier begegnen uns bekannte wie neue Themen: Geburt, Schuleintritt und Ende der Schulpflicht, bürgerliche Erziehung und neu: Selbsteinschätzung arbeitender Kinder, ihr Erleben von Krankheiten. Und ebenfalls neu Schilderungen von Frauen über Schwangerschaft und Geburten aus ihrer Sicht und über ihre sich verändernden Rollenbilder. Diese Entwicklungen bettet Witzig in die Theorien der damaligen sozialen Bewegungen ein. Sie geht auch der meist vernachlässigten Frage nach, warum Revolutionen (seit 1789) zwar stets gleichberechtigte Rollenteilung zwischen Frauen und Männern propagierten, unterwegs zu den utopischen Zukünften aber immer wieder hintanstellten. Antworten findet sie im Privatleben der führenden Ehepaare der Arbeiterbewegung und des Bildungsmilieus (S. 260ff.). Im letzten Kapitel schliesslich geht es um die «Einbindung des Familienverbandes in die öffentliche Verantwortung». Angelpunkt und Gradmesser ist der «gemeinsame Nutzen», der in den Gemeinwesen der untersuchten Bühnen je anders definiert wird. Witzig geht dem komplexen und sehr dynamischen Zusammenspiel von Demokratisierung, technisch-wirtschaftlichem Fortschritt, Bildungsbemühungen, Gesundheitspflege und sozialer Absicherung nach. Je nachdem sind es Persönlichkeiten, Bundesvorgaben, die Kirche oder gar Naturkatastrophen, welche die Lösungen und damit eben den Alltag prägten. Um die Jahrhundertwende ist die Teilhabe an Kultur und Konsum regional äusserst unterschiedlich verteilt, wie die bereits damals durchgeführten und durch Witzig interpretierten Rekrutenbefragungen zeigen.

Stadtluft machte nicht nur frei, sondern bot auch besseren Zugang zu Fortschritt im Technik-, Wohn-, Bildungs- und Freizeitbereich als die Landschaft. Botschaften von sozialem Aufstieg und Individualität fanden sich hier, anders als in den stark konservativen Regionen, durchs Exempel bestätigt. Witzig sieht im Engagement von Fortschrittsträgern – etwa Fabrikanten und Lehrer oder Pfarrer – und deren Frauen für den gemeinsamen Nutzen ein Mittel gegen soziale Ungleichheiten mit potenzieller Sprengkraft. Sie setzten sich ein für den im besten Sinne «freisinnigen» Ausbau öffentlicher Infrastrukturen wie höherer Schulen, Verkehrserschliessung, Ortsplanungen und anderem mehr. Ohne Risikobereitschaft und substanzielle zeitliche und finanzielle Leistungen einzelner Familien hätte der «gemeinsame Nutzen» nie so viele konkrete Resultate zeitigen können. Gesundheit und Soziales, die Domänen der Frauen, haben von diesem Impetus besonders profitiert und sich in erstaunlich kurzer Zeit von karitativen zu professionalisierten Tätigkeiten entwickelt, was wiederum die Karrieren für Frauen positiv beeinflusste. Im «Ausblick» verbindet die Autorin die für die Schweiz herausgearbeiteten unterschiedlichen Entwicklungen der vorigen Jahrhundertwende mit den Globalisierungstendenzen, welche die Jahrtausendwende kennzeichnen. Auf knapp zwei Seiten gelingt es ihr, nochmals die Faktoren, welche Entwicklungen ermöglichen, und diejenigen, welche die unliebsamen Nebenfolgen mildern, einleuchtend aufzuzählen, was sich wie eine Anleitung für Politiker und sozial engagierte Zeitgenossen liest. Der Nutzen davon setzt allerdings voraus, dass Menschen bereit sind, aus der Geschichte zu lernen!

Die Fülle an Material, die Witzig präsentieren kann, ist das Resultat von mehreren Jahren Forschungsarbeit im Zusammenhang mit einem Nationalfonds-Projekt verortet am Historischen Seminar der Universität Basel («Alltagsgeschichte der Schweiz»). Witzig versteht es ausgezeichnet, von konkreten Beispielen auszugehen und zugleich generalisierend zu schreiben. Originalität im Ablauf und eine klare Sprache, aber auch die sorgfältige Gestaltung machen die Lektüre angenehm. Ein Fazit am Ende der meisten Kapitel nimmt das Thema in Kurzform nochmals durch. Zudem werden Lesende damit belohnt, beträchtlich mehr als über die im Untertitel genannte Zeitspanne (1880–1914) zu erfahren.

Witzig hat mit diesem Band nicht nur neues Terrain beschritten, sie hat auch Massstäbe gesetzt für Folgeforschungen. Daran dürfte es, wie sie auch selbst hofft, nicht fehlen: Einige Themen wird sie wohl selbst weiterverfolgen, andere regt sie an, so z. B. den Einfluss von Rückwanderern auf die Koch- und Essgewohnheiten. Ein reichhaltiger Fundus ist jedenfalls eröffnet, aus dem sich viele Disziplinen bedienen können und den sie weiter äufnen werden.

Maja Fehlmann

KONRAD KÖSTLIN/HERBERT NIKITSCH (Hg.): *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne*. Wien 1999. 167 S., Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 18.)

Der Band legt die Referate des Symposions vom November 1997 vor mit dem Ziel, akademisch-wissenschaftliche Erkenntnis und Alltagspraxis zusammenzubringen. Grundfragen sind etwa, ob es bei den Begriffen der Ethnie/des Ethnischen um leere Worthülsen oder um scharfe Munition gegen die Moderne gehe (*Köstlin/Nikitsch*). Oder warum es wichtig sei, dass es uns, die Volkskundler, gibt (*Streng/Bakay*). Antworten geben drei Autorinnen und acht Autoren – in unterschiedlicher Form, in ebenso unterschiedlichem Stil und unterschiedlicher Ausführlichkeit. Daraus können hier nur knappe Hinweise geboten werden. Als gemeinsamer roter Faden durchs Symposion lässt sich der Appell ans Reflektieren erkennen. Dazu gehört die Feststellung, dass das Fach, wie immer es heißen mag, bisher ausgesprochen männerzentriert betrieben wurde (*Hermann Bausinger*). Vorwiegend Männer haben «den Tiroler» oder andere ethnisch umschriebene Gruppen dargestellt, möglicherweise dadurch erst kreiert. Das vermittele einen einseitigen, um nicht zu sagen realitätsfremden Blick, dem durch Einbezug der Genderperspektive – endlich – Abhilfe zu schaffen sei. Das Konstrukt der Ethnie erlaube zudem die Reduktion komplexer gesellschaftlicher Verhältnisse auf eingängige, als geordnet und sinnvoll empfundene Denk- und Erklärungsmodelle. Solche sind für den Alltag in der Moderne ebenso brauchbar und willkommen wie in der Politik. Somit könnte Volkskunde wieder nahe an gefährliche Ideologisierungen rücken, was gerade nicht zur Humanisierung des momentanen Globalisierungsprozesses beitrage, «auf die es eigentlich ankäme». Soweit Bausinger mit seinen Aufrufen an Volkskundler, die beiden Mainstreams «Gender und Globalisierung» ins Fach und ins akademische Arbeiten aufzunehmen.

Anders geht *Christine Burckhardt-Seebass* die Reflexion in der Volkskunde an, nämlich mit der Frage «Wer wird Ethnograph?» Damit zeigt sie, wie Volkskundler und Volkskundlerinnen (ob wissenschaftlich oder als Dilettanten) sich persönliche und zudem un-akademische Fragen stellen (und diese auch beantworten) müssten, um die ungute Verwischung von Subjektivem und Objektivem zu vermeiden. Somit liesse sich ein Typus bilden, der «als *go-between* zur Vermittlung fähig wäre», der sowohl mit Distanz als auch mit Engagement agieren würde. Hinter die zugespitzte Aussage über eine «Ethnographie als Friedentechnik» setzt sie allerdings selbst ein Fragezeichen.

In ähnlicher Richtung möchte *Regina Bendix* die Ethnographie sich entwickeln sehen: Mit einem entzauberten, dafür dynamisierten Kulturbegriff müsste sich der bisher lokale Ansatz zu einer globalen Orientierung entwickeln. Reflexion würde in dieser Polarität reziprok wirken und das Fach befähigen, zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beizutragen. Ebenfalls um Ausgleich oder eine positive Auflösung von Gegensätzen geht es *Peter Niedermüller*. Er schreibt allerdings noch pointierter von politischer Verantwortung und politischer Wissenschaft.

Sollte es an der Moderne verzagende Volkskundlerinnen und Volkskundler tatsächlich geben, so könnte ihnen dieser Band sinnstiftende Schützenhilfe liefern (im Sinne von Friedensstiftung braucht es ja nicht gerade scharfe Munition). Allerdings müssten diese Personen – anders als die für ein kurzes Symposion Zusammengekommenen – den Grossteil der Reflexion, zu welcher der Band aufruft, stetig selbst erbringen: Erst am Exempel zeigt sich nämlich, dass nicht eine Wissenschaft, sondern jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler diese zwar abstrakt beschreibbare, aber im Konkreten nicht zu delegierende Aufgabe leisten muss. Darum und nur so ist es wichtig und richtig, dass es Volkskunde gibt!

Maja Fehlmann

ELISABETH TIMM: *Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmregeln*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2001. 309 S.

Wie isst man einen Hummer? In «Ausgrenzung mit Stil» beschreibt Elisabeth Timm ihre Feldforschungen auf dem seit den 1980er-Jahren boomenden Umgangsformen-Seminarmarkt in teilweise sehr pointierter Form: So erfährt der Leser etwa, wie in sämtlichen Seminaren «Übungssessen» abgehalten wurden, in denen stets das Problem des «wie man einen Hummer isst» zur Sprache kam – allerdings ohne dass ein einziges Mal ein solcher gereicht wurde.

Die Autorin macht an derlei Begebenheiten ihre These fest, dass die Teilnahme an den Seminaren weniger dem Erwerb spezifischer kultureller Techniken dienen soll als vielmehr die «Einübung eines sozial-ästhetischen urteilenden Blicks» zum Ziel hat. Über die teilnehmende Beobachtung in Veranstaltungen mit Titeln wie «Moderne Umgangsformen und neue Etikette. Die Grundlagen für Karriere und Unternehmenskultur» hinaus befragte sie mit Hilfe eines Fragebogens und in narrativen Inter-

views die Akteure der Benimmseminare, also Dozenten und Teilnehmer, nach ihren Motivationen, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Damit grenzt sie sich von der einschlägigen Forschung ab, die sich bisher vornehmlich der Benimmliteratur als «Manifestation gesellschaftlicher Verhältnisse» widmete. Durch die Fokussierung auf die Akteure dieser zum Bereich «Persönlichkeits-Weiterbildung» gehörenden Seminare zeigt sie diese als Handelnde, die hier nicht ein kulturell fixiertes System von Umgangsformen «nur» aneignen und reproduzieren, sondern die die Topoi «Höflichkeit» oder «Stil» in einem spezifischen Zusammenhang aktivieren: nämlich um «Klassenerhalt» zu erreichen. (Daher auch der Begriff «Ausgrenzung» im Titel.)

Es steht also nicht das Verhältnis von gesellschaftlichen Normen und deren Umsetzung durch Individuen im Zentrum (z. B. wer wem wann warum die Tür aufhalten sollte), sondern Produktion und Funktion solcher Regeln selbst. Damit bindet Timm ihre Arbeit in einen grösseren theoretischen Rahmen ein und widerlegt die vom «kultursoziologischen Mainstream der BRD» (gemeint ist damit vor allem Gerhard Schulze) postulierte Auflösung der Klassengesellschaft. Sie rekurriert dabei vor allem auf den Begriff der «sozialen Schliessung» (Frank Parkin), um zu zeigen, dass der Benimmdiskurs eben nicht der vermeintlichen Demokratisierung des Wissens um Klassifikationsmerkmale dient, sondern auf Distinktion abzielt. Hier bezieht sich Timm vor allem auf Bourdieus Konzept der *discretio* innerhalb der Klassengesellschaft.

Besonders auffällig wurde dies bei dem Besuch eines Seminars für Führungskräfte, die dort explizit nicht lernen sollten, wie sich selbst «richtig» verhalten, sondern wie sie über das «falsche» Verhalten anderer «höflich» hinwegsehen (natürlich wurde die Forscherin hinsichtlich ihrer Kompetenz von der akademisch ausgebildeten Seminarleiterin mit unveröffentlichter germanistischer Doktorarbeit in der Schublade von vornherein regelrecht «abgekanzelt», schliesslich habe sie, die Dozentin, Norbert Elias noch persönlich gekannt). Timm beschreibt auch hier Atmosphäre und Metadiskurs so dicht, dass der Leser die «feinen Unterschiede» und die Ab- bzw. Ausgrenzungsbestrebungen fast selbst zu spüren bekommt. Bourdieu in der Praxis sozusagen.

Timm gelingt es, Beschreibung, Analyse und Theorie zu einem homogenen, gut lesbaren Text zusammenzufügen. Zwar führt die teilweise nicht ganz schlüssige Gliederung zu einigen Redundanzen, was allerdings nicht störend wirkt, sondern sogar eher noch zu einem tiefer gehenden Verständnis von Timms Thesen beiträgt. Darüber hinaus reflektiert sie auf erfrischende Weise das Verhältnis «Forscherin» und «Beforschte» und handelt somit – quasi zwischen den Zeilen – auch noch das Selbstverständnis einer modernen Volkskunde ab.

Wie man einen Hummer isst, bleibt also auch nach der Lektüre von Elisabeth Timms Dissertation ein Geheimnis. Nicht aber, dass es sich beim Hummer-Essen um eine als «geheime Praxis» einer bestimmten Klasse imaginierte Tätigkeit handelt. So soll nicht nur der Höflichkeit halber abschliessend die Autorin selbst noch einmal mit ihrer Analyse des Hummerproblems zu Wort kommen: «So suchen sie [die Teilnehmer, A. H.] sich mit den Fragen nach als legitim (<richtig>, <korrekt>) definierten Praxen im Benimmseminar den Überblick zu verschaffen bis hin zu den geheimsten Geheimnissen wie <Hummer>, der aus ihnen Unterscheidende statt Unterschiedene macht» (S. 220). Oder noch genauer auf den Punkt gebracht: «Das Restaurant ist der Ort, an dem die Beteiligten der untersuchten Seminare Kämpfe und Kategorisierungen in verdichteter Form imaginieren.»

Alexandra Hessler

RUDOLF HANHART/JOST KIRCHGRABER: Bäuerliche Möbelmalerei im Toggenburg 1735–1830. St. Gallen: Sabon Verlag 2001. 171 S., Abb.

Nur selten werden Bildbände in wissenschaftlichen Zeitschriften rezensiert. Um einen solchen – so könnte man vermuten – handelt es sich auch bei der vorliegenden Publikation, denn ca. 160 Seiten mit teils farbigen und sehr schönen Abbildungen steht ein nur knapper Einführungstext mit wenigen Seiten gegenüber. Doch bei näherem Hinsehen begegnet dem Betrachter Aussergewöhnliches. Der Bildteil nämlich ist kein buntes Bilderbuch bäuerlicher Möbelmalerei, sondern ein Werkverzeichnis, und die Künstler tragen poetisch klingende Namen: der «Maler der schönen Köpfe» beispielsweise, der «Pfingstrosen-» oder der «Eichhörnchenmaler».

Ein solches Verzeichnis der Werke von Künstlern der ländlich-bäuerlichen Gesellschaft ist in der Tat eine fast einmalige und besondere Leistung. Denn was in der Erforschung der Hinterglasmalerei in Teilen gelang – die stilistische Ordnung der Tafeln nach Malerwerkstätten –, wurde im Bereich der Möbelmalerei nur in Einzelfällen erfolgreich versucht. Um so verdienstvoller ist die vorliegende Untersuchung. In zehnjähriger Arbeit durchsuchten die Autoren Museen, bäuerliche und städtische Wohnungen und erstellten für den Raum Toggenburg ein Inventar von über 350 Werken der Möbelmalerei.

Aufgrund der Datierungen auf den Werken ergab sich der Zeitraum 1735 bis 1830, auch in anderen Landschaften Blütezeit dieser Kunstformen. Keine Angaben fanden die Autoren auf den Möbeln über die Hersteller, viele Informationen dagegen über die Besitzer und ihre Herkunft – Beweis für die ländliche Werteordnung, in welcher Besitz wichtiger war als künstlerische Begabung.

Doch nicht nur nach Ort und Zeit konnten die Autoren das grosse Material ordnen, das vorwiegend aus Möbeln, aber auch aus bemalten Stubenwänden und verzierten Hausorgeln bestand. Handschriften von Malerwerkstätten wurden sichtbar. Für sie wurden die oben erwähnten «Notnamen» (S. 13) gefunden, abgeleitet von besonders auffälligen stilistischen Merkmalen. Hinter ihnen werden Handwerker-Künstler vermutet – Schreiner oder Maler –, vielleicht auch Frauen oder besonders begabte Menschen, wie das abgedruckte Zeugnis über den Lebenslauf des «Himmelsternenblumen» (S. 11) malenden Universalkünstlers Ulrich Wäspi belegt.

Nach dem Gesagten muss nicht nochmals betont werden, wie wichtig und beispielgebend diese Publikation auch für die Volkskunde ist. Und es bleibt zu wünschen, dass in der gegenwärtigen Forschung nicht nur die Probleme der alltäglichen Lebenswelten, sondern auch die Kompetenz und Kreativität der Menschen wieder mehr Beachtung finden.

Elke Schwedt

WOLFGANG BRÜCKNER: Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Gesammelte Schriften. Redaktion: Julia Hecht. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 2000 [= 2001]. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 81–83; 85–87).

Bd. 5. Bilder und Öffentlichkeit. Ästhetische Theorienbildung, museale Praxis, Quellenkritik. 536 S.

Bd. 6. Kunst und Konsum. Massenbilderforschung, 544 S.

Bd. 7. Materialien und Realien. Stoffwertigkeiten, Symbolwelten, Zeichensysteme. 604 S.

Bd. 9. Kulturtechniken. Nonverbale Kommunikation, Rechtssymbolik, Religio carnalis. 516 S.

Bd. 10. Frömmigkeit und Konfession. Verstehensprobleme, Denkformen, Lebenspraxis. 552 S.

Bd. 11. Geschichte und Geschichten. Weltvermittlung durch narratives Verständigen. 556 S.

In meiner Rezension über die früher erschienenen Bände habe ich versucht, das berufliche Leben des Volkskundlers Wolfgang Brückner und insbesondere seine Interaktionen innerhalb des Fachdiskurses mit den Texten seiner «Gesammelten Schriften» zu verzahnen¹. Hier beschränke ich mich auf seinen Diskurs in den zu besprechenden Bänden. Bedauerlicherweise fehlte bei der zweiten Buchsendung der angekündigte Registerband. Er hätte die Rezensionsarbeit einfacher gemacht und ist ein *Désideratum*.

Band 5–7 dokumentieren nach Brückners eigener Einschätzung seine «wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen der visuellen Kommunikation» (5, S. 9), wobei schon der Textumfang darauf hinweist, dass hier besondere Interessenschwerpunkte abgehandelt werden.

Band 5, «Bilder und Öffentlichkeit», gliedert sich in die Kapitel «Volkskunstproblematik», «Museum und Wissenschaft» und «Schaubräuche». Brückner behandelt sowohl Fragen einer Ästhetik in der Epoche der bürgerlichen Moderne als auch deren Repräsentationsformen und -möglichkeiten in Museen. Dazu nutzte er das Wissen, das er in seinem zweiten Studienfach Kunstgeschichte erworben hat. Als Museumskritiker ist er wieder einmal Fachpolitiker, wie insbesondere seine Ausführungen zu «unseren» Museen, dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und dem heutigen Museum Europäischer Kulturen in Berlin, belegen. In dem Abschnitt «Schaubräuche» werden meist methodische Vorgehensweisen kritisch hinterfragt: zu Brauchforschung im Allgemeinen, zur Quellenproblematik, zu Fastnachtstheorien. Aber wir finden hier auch einen inhaltlichen Klassiker, nämlich «Ross und Reiter im Leichenzeremoniell» (1964/65). Eine gewisse Problematik bei der Systematisierung dieses Bandes belegen die insgesamt 21 «Verweise [recte: Verweisungen] auf andere Bände». Solche Formalien können andeuten, dass keine eindeutige inhaltliche Zuordnung gelungen ist. Sie können aber auch Hinweis darauf sein, dass Herausgeber Brückner und Redakteurin Julia Hecht dem Inhalt dieses Bandes eine überragende Bedeutung zumessen.

Band 6, «Kunst und Konsum», fasst Thematiken zusammen, bei denen Brückner über lange Jahre hinweg Meinungsführerschaft besass: Massenbilderforschung zu Hinterglas, Fotografie, Druckgrafik (= Imagerie), Wandschmuck, Bilderfabrik, während Band 7 unter dem Titel «Materialien und Realien» Texte über «Stoffwertigkeiten», Symbole und Zeichen enthält. Hier sind Brückners Abhandlungen zur historischen Realienforschung zusammengefasst. Texte zu Bildinhalten werden fokussiert durch den

¹ Vergleiche: SAVk 97, 2001, 320–323.

«kritische[n] Blick des Kunsthistorikers» (Selbstbeschreibung Brückner). Es zeigt sich wieder einmal die Meisterschaft des historische Quellen erforschenden, analysierenden und interpretierenden Volkskundlers. Brückner gehörte eben zu keiner Zeit zu den Ordinarien unseres Faches, deren Quellenforschungen sich – sobald sie ihre erste Berufung erhielten – auf die Lektüre der Feuilletons von Tages- und Wochenzeitungen und deren Exegese beschränken.

Unter dem ohne Untertitel wenig aussagekräftigen Titel «Kulturtechniken» (= Band 9) wurden Aufsätze aus dem Umkreis von Dissertation und Habilitation subsumiert: Wallfahrt und Gnadenbild, Bild als Repräsentationsmedium. Band 10, «Frömmigkeit und Konfession», setzt sich vor allem mit «Volksfrömmigkeit» sowohl als interdisziplinärem Thema als auch als Konstrukt unserer Zeit, jedoch auch mit Frömmigkeitsformen der frühen Neuzeit auseinander. Das Kapitel «Kulturprägung durch Konfession» fasst zusammen, was Brückner seit Beginn seiner Universitätslaufbahn bis in die heutige Zeit zu diesem – von ihm immer wieder aufgegriffenen – Komplex zu sagen hatte.

Der letzte (11.) inhaltliche Band dieser Werkausgabe, «Geschichte und Geschichten», umfasst kleine Schriften zur Erzählforschung. Brückner ist Mitherausgeber und Autor der Enzyklopädie des Märchens. Insgesamt sieben inhaltliche Aufsätze aus der EM wurden abgedruckt, auf siebzehn Autorenartikel wurde nur verwiesen. Brückner scheint aber trotz des Pflicht-Engagements für die EM im Laufe der Jahrzehnte sein Interesse an Erzählforschung reduziert zu haben: In den 1960er-Jahren erschienen seine Auseinandersetzungen mit der volkskundlichen Sagenforschung, die in den 1970er-Jahren einmündeten in den Sammelband «Volkserzählung und Reformation». Das dabei erworbene umfassende Wissen spiegelt sich bis in die Publikationen der frühen 1980er-Jahre wider. Von 1966 bis 1982 betreute Brückner immerhin sieben Dissertationen zur historischen Erzählforschung, wovon allerdings vier schon in Frankfurt (d. h. vor 1974) in Angriff genommen wurden. Eine späte Arbeit aus diesem Bereich ist die Habilitationsschrift von Heidrun Alzheimer über «Moralische Geschichten» der Volksaufklärung. Brückner selbst schrieb in den 1990er Jahren verhältnismässig wenig zur Narrativik.

Ein Fazit? Eine zusammenfassende Bewertung der neun Bände «Volkskunde als historische Kulturwissenschaft» ist angesichts des gewaltigen Umfangs und der anzutreffenden Diversifizierung schwierig. Der Universitätsprofessor Brückner hat immer versucht, das Fach Volkskunde in seiner ganzen Breite zu vertreten. Eine gewisse Animosität gegenüber den Aktualitäten der rein gegenwartsbezogenen Volkskunde lässt sich in seinem Œuvre vielleicht indirekt erschliessen. Wichtig war für ihn stets, wie auch der Sachtitel seiner gesammelten Schriften andeutet, die Dimension Geschichte in seine Reflexionen mit einzubeziehen. Dies hat ihn vielleicht davon abgehalten, in Würzburg ethnografische Feldforschungen zu Gegenwartsthemen durchzuführen, wie sie in den letzten Jahrzehnten in unserem Fache üblich geworden sind. Sein rigoroses Eintreten für Fachbezeichnung und Inhalte der Volkskunde gab ihm die Souveränität, über die von ihm festgelegten Fachgrenzen hinauszuschreiten und in einen wahrlich interdisziplinären Disput zu treten.

Brückners gesammelte Werke gehören als Nachschlagewerk zur neueren Geschichte unseres Faches in jede Zentral- und Institutsbibliothek. Ich lasse sie nach Abschluss meiner Rezensionsarbeit auf meinem Schreibtisch stehen, zum einen, weil ich mich daran gewöhnt habe, in ihnen zu blättern und zu stöbern, zum anderen, weil ich in meinen überfüllten Buchregalen nicht so ohne weiteres $\frac{1}{3}$ Meter Stellplatz finden konnte.

Rainer Alzheimer

BEATE BINDER/WOLFGANG KASCHUBA/PETER NIEDERMÜLLER (Hg.): Inszenierungen des Nationalen. Geschichte, Kultur und Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2001. 332 S. (Alltag & Kultur, 7.)

Die vom Institut für Europäische Ethnologie und der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde der Berliner Humboldt-Universität betreute Buchreihe «Alltag & Kultur» hat sich – neben der von Wolfgang Kaschuba als Alleinherausgeber betreuten Reihe «Zeithorizonte» – von einem kleinen Publikationsforum zu einer gewichtigen kulturwissenschaftlichen Plattform entwickelt. Diese Entwicklung verdeutlicht die Bedeutung, die das Fach Europäische Ethnologie in dem Jahrzehnt nach der «Wende» in Berlin gewonnen hat.

Anreger dieses Buches sind die Mitarbeiter eines DFG-Projektes über «Nationale und ethnische Identitätsdiskurse in Ost- und Mitteleuropa». Die Aufsätze entstammen zum grossen Teil der Tagung «Die Politik der nationalen Identitäten. Ein europäischer Vergleich». Das Generalthema wurde durch Hinzunahme weiterer Artikel sehr sinnvoll arrondiert. Buchtitel und Forschungsprojekt stimmen mit den vorgestellten Aufsätzen überein: Zentraler Fokus der Texte sind die gegenwärtigen Identitätskonstruktionen des Nationalen. Das Ende des europäischen 20. Jahrhunderts beginnt mit dem Jahr

1989, das Ende der postsozialistischen Epoche in Europa lässt sich noch nicht absehen, auch wenn die politische Diskussion über die so genannte Integration zurzeit einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat.

Im ersten Abschnitt, «Perspektiven und Zugänge» (S. 19–106), referieren *Wolfgang Kaschuba*, *Konrad Köstlin*, *Orvar Löfgren* und *Jonas Frykman* Theoretisches: Nationalismus und Ethnizität, Ethno-Wissenschaften, Mobilität und Nation, Informalisierung und Identität. Von den bewährten Altmeistern einer von ihnen inzwischen auch auf europäischer Ebene etablierten und zuweilen stark hermeneutisch deutenden Ethnologie/Volkskunde erfahren wir vieles, was uns schon aus dem laufenden Diskurs bekannt ist, dies aber qualitativ auf hohem Standard. Sozusagen zum Nachschlagen.

Mehr Pointierung besitzen die Texte, die unter der Überschrift «Konzepte und Ideologien» zusammengefasst sind (S. 107–210). *Wim van Meurs* bietet einen lesenswerten, wertenden Überblick über die untergegangene Ethnographie in der Sowjetunion und deren «Inszenierung des Nationalen». *Katherine Verdey* berichtet über den Umgang mit Gender und Nation im heutigen Osteuropa mit Schwerpunkt Rumänien, während *Péter Niedermüller* an seine zahlreichen Abhandlungen zum ungarischen Nationalismus und zur ungarischen Nationalkultur anknüpft. *Reinhard Johler* und *Bernhard Tschofen* runden diesen Abschnitt mit einem Essay über «Gelernte Österreicher» ab.

Für den Rezensenten am spannendsten sind jedoch die Fallstudien im Kapitel «Symbole und Praktiken» (S. 211–330) geraten: Allen voran der Erinnerungstext von *Tamás Hofer* über den 15. März 1989 in Budapest, mit dessen Rohfassung schon der Göttinger Volkskundekongress (1989) in Atem gehalten wurde und der seitdem, wie wir erfahren, den Autor weiter umgetrieben hat. Daneben finden sich präzise Beschreibungen von symbolischen Vorgängen um Bauwerke: *Isabelle de Keghel*, Moskauer Erlöserkathedrale, *Margit Feischmidt*, Matthias-Denkmal in Cluj, *Beate Binder*, «Gedächtnislandschaft» Berlin. Es handelt sich hierbei um Kleinstudien vom Feinsten. Der das Buch abschliessende Text von *Irene Götz* wertet Interviews mit einer Münchner Frau, geboren 1974, im Hinblick auf nationalen Stolz und die damit verbundenen Abwertungen der Anderen aus.

Insgesamt handelt es sich um ein Buch, dem man viele Leser wünscht, da es die moderne Nationalismusdebatte ausgezeichnet nachvollzieht und mit originellen Beispielen belegt. *Rainer Alsheimer*

MICHAEL SIMON (Hg.) unter Mitarb. von Monika Kania-Schütz: Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medialen Alltagskultur. Dresden: Thelem bei w.e.b.-Universitätsverlag 2001. 240 S., Abb. (Volkskunde in Sachsen, 10/11).

Der Sammelband ist aus einer Tagung hervorgegangen, die am 22. und 23. November 1999 im Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (ISGV) in Dresden stattfand. Auslöser für das Treffen war das von Adolf Spamer (1883–1953) gesammelte und im ISGV wieder an das wissenschaftliche Tageslicht gebrachte «Corpus der Segen und Beschwörungsformeln» (CSB) mit mehr als 28 000 Belegen. Es hat inzwischen eine präzise Durchsicht und Bewertung erfahren.

Spamer-Mentorin *Monika Schulz*¹ äussert sich an erster Stelle zu dieser Sammlung. Als Mediävistin argumentiert sie jenseits von Befangenheiten, die uns Volkskundler angesichts solcher monumental-archivalischer Unternehmungen der Vorväter zu überkommen drohen. So konstruiert sie eine «Systematik archaischer (magischer) Konzepte im Kontext von Heil und Heilung» und konstatiert deren «unberirrte magische Tradition auch bei einem atrophischen Bedeutungsverlust». Schliesslich führt sie, nachdem sie ihre typologisierende Argumentation durch Beispiele aus der Sammlung belegt hat, den Verhaltensforscher Konrad Lorenz als Zeugen und Advokaten für ein phylogenetisch (!) formalisiertes Verhalten der Menschen im Hinblick auf Heil und Heilung auf.

Monika Kania-Schütz stellte eine Ausstellung zum CSB zusammen, über die sie in dem vorliegenden Buch – unterstützt durch zahlreiche Bildzeugnisse – berichtet. Ihr Text gibt einen guten Überblick über Spamers Intentionen als Sammler und Forscher und über die von ihm oder von seinen Schülerinnen Johanna Nickel und Mathilde Hain posthum aus der Sammlung publizierten Veröffentlichungen. Auch *Konrad Vanja* beschreibt Beispiele aus der Sammeltätigkeit Spamers, diesmal handelt es sich um Druckgrafik, die im Museum für Europäische Kulturen zu Berlin lagert: «Haussegens» und «Himmelsbriefe». Vanjas gut kommentierter und mit zahlreichen Belegen ausgestatteter Beitrag kann auf zahl-

¹ Schulz, Monika: Magie oder: Die Wiederherstellung der Ordnung. Versuch zum «Corpus der deutschen Segen und Beschwörungsformeln». Frankfurt a. M.: Lang 2001.

reiche Vorarbeiten aus dem Umkreis der *imagerie populaire* zurückgreifen und gewinnt teilweise die Form einer Bibliografie.

Es ist sicher das Verdienst *Michael Simons*, des damaligen volkskundlichen Leiters des ISGV, dass sich die Tagung über die Beschäftigung mit dem Spamer-Nachlass hinaus bedeutsam ausweitete und einen besonderen Zuschnitt erhielt, der sie zwischen religiöser und medikaler Alltagskultur ansiedelte. Von Simon, der inzwischen in Mainz eine Professur für Anthropologie/Volkskunde innehat, finden wir eine instruktive Einleitung zu diesem Sammelband und eine kleine Abhandlung über den Medikalierungsprozess in Deutschland, die auf Kartografierungen des Atlas für Deutsche Volkskunde zurückgreift. Simon sieht seinen Zugriff auf grossräumige, quantitative Forschungen als Möglichkeit an, mikroanalytische individuelle Ansätze zu ergänzen.

Eine Fallstudie zu Verhaltensweisen im Umgang mit Krankheit und körperlichen Schwächungen finden wir in dem Text von *Waltraud Pulz* über Catharina Binder, eine Frau der Zeit zwischen Reformation und Gegenreformation, die über Jahre hinweg Nahrung und Ausscheidungen verweigerte. *Gudrun Silberzahn-Jandt* analysiert in Interviews mit Pflegepersonal Ekel als besondere Form kulturell erfahrener Körperlichkeit. Diese Thematik wurde von ihr inzwischen vertiefter dargestellt.¹ *Christine Homberg* hat Frauen beobachtet, bei denen Brustkrebs diagnostiziert wurde und die chemotherapeutisch behandelt werden. Ihr Artikel über die Ausstattung von Krankenhaus-Nachttischen mit Objekten als persönliche Heilungshilfen ist durch die Sensibilität der Beschreibung ein Highlight des Sammelbandes geworden. *Oliva Wiebel-Fanderl* berichtet über narrative und religiöse Reaktionen von Empfängern transplanteder Herzen.

Sabine Fahrenbachs Interpretationsversuch der Wachsvotivsammlung des Leipziger Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften hat noch stark vorläufigen Charakter; dies gilt auch für *Susanne Hahns* Auseinandersetzung mit Migräne und Kopfschmerzen unter Verwendung von «Praktiken medikaler Alltagskultur», womit traditionelle historische Behandlungsformen gemeint sind.

Auf intensive Quellenstudien dagegen greift *Gabor Rychlak* in seinem historischen Bericht über die «Annaberger Hexenkrankheit» von 1713ff. zurück, wobei es um den schon klassischen Disput über Ergotismus und Besessenheit bzw. über fingierte Krankheitssymptome geht. *Jana Smiskova* stellt uns detailliert die Entwicklung der Spitäler des Leisnerkreises in Böhmen im 18. Jahrhundert vor. *Eberhard Wolff* berichtet in der gewohnt sensiblen und ausgewogenen Art über die Positionen jüdischer Ärzte zur Beschneidung während der Reformdebatte von 1830 bis 1850. Ihm geht es dabei um Säkularisierungsprozesse, die das Kräfteverhältnis zwischen Religion und Medizin – oder zwischen kulturellem Vorgang und hygienischer Bewertung – betreffen. *Michael Stolberg* schliesslich zieht für seine Beschreibung von «volksfromme(n) Heilpraktiken» im Bayern des 19. Jahrhunderts zahlreiche medizinische Physikatsberichte heran, die in der Bayerischen Staatsbibliothek München archiviert sind. Diese von Ärzten sozusagen als Rapport für die Regierung hergestellte Quellenform ist für die Beschreibung des Grenzgebietes zwischen Medizin und Religion, insbesondere während der allgemeinen Industrialisierung und der damit einher schreitenden Professionalisierung der Medizin, von grosser Aussagekraft.

Das Buch bietet dem Leser die Möglichkeit, sich ohne spezielle inhaltliche Festlegungen oder methodische Vorgaben in Forschungsaufbrüche zur medialen Alltagskultur einzulesen. Die Breite des Angebots spiegelt die aktuelle Situation des früher mit «Volksmedizin» bezeichneten Bereiches der klassischen Volkskunde wider: Die Grenzen zu den Nachbarfächern sind durchlässig geworden, die Karten werden neu gemischt – und die Erträge und Gewinne sind noch nicht deutlich auszumachen. Aber gerade diese Offenheit für Themen und Sichtweisen, für Thesen und Methoden, für Geschichtlichkeit und Gegenwartsbezug bringt Spannung in das Spiel.

Rainer Alsheimer

¹ Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2001, 48–59.

CONRAD E. LUTZ/ERNST TREMP (Hg.): Pfaffen und Laien – Ein mittelalterlicher Antagonismus? Freiburger Colloquium 1996. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1999. 263 S., Abb. (Scriinium Friburgense, 10).

Anlass dieser Tagung des Mediävistischen Instituts der Universität Freiburg/Schweiz war der 65. Geburtstag von *Carl Pfaff*, der sich in den letzten Jahren seines Ordinariats vornehmlich mit dem Rahmenthema beschäftigt hatte, und dies vor allem für das Gebiet der Innerschweiz – war doch 1990 im zweibändigen Werk «Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft» sein Beitrag «Pfarrei und Pfarrei-leben» (II, 205–282) erschienen. Die hier vorliegenden Vorträge spannen einen weiten Bogen: vom Beginn des 11. Jahrhunderts bis zum Beginn der Reformation, von Frankreich bis nach Ostdeutschland, von der Gesetzgebung bis zum glitzernden gotischen Glasfenster. Hier sei nur angeführt, was für die Volkskunde von Belang sein könnte.

Kaspar Elm beschäftigt sich mit frühen Ketzern, insbesondere mit Rodulfus Glaber (um 980–1046). Heute entleeren sich die Klöster, das hochmittelalterliche Reformmönchtum hatte sie fast zum Bersten gefüllt mit Adeligen, die sich bekehrten und das Klosterleben als Busse ansahen (*Ernst Tremp*). – Laien und Kleriker bilden, nicht wie heute, in den altfranzösischen und mittelhochdeutschen *Chansons de geste* eine fast ideale Synthese der Symbiose (*Eckart Conrad Lutz*). – Das Ehepaar *Peter und Brigitte Kurmann* verdeutlichen diese Symbiose in religiösen Kunstwerken der Gotik. – Den Beitrag des Laien in der politischen Philosophie des Mittelalters stellt *Ruedi Imbach* dar. – Laien waren natürlich auch am Papsthof des 13. Jahrhunderts vorhanden; darüber handelt *Agostino Paravicini Bagliani*. – *Alain Nadeau* zeigt, wie man Predigerbruder im 13. Jahrhundert wurde, und zwar nach der Vorstellung des Dominikaners Géraud de Frachet. – Ein tiefer Bruch zwischen Lamentum und Priestertum lässt sich bei den Waldensern um 1400 beobachten. *Kathrin Utz* zeigt dies erstmals anhand der Inquisitionsakten vornehmlich von Strassburg, Bern und Freiburg. – Aber auch der Geehrte liefert einen Beitrag: *Carl Pfaff* behandelt «Klerus und Laien im Spiegel der «Reformatio Sigismundi»». Ein Orts- und Personenregister erschliesst den gehaltvollen Band. Die 17 Abbildungen betreffen die Beiträge von Lutz und vornehmlich Kurmann.

Peter Ochsenbein (gest. 13. März 2003)

BARBARA RICHNER: Plattenberger, Bätsch und Lager. Die erinnerte Schieferindustrie von Engi/Glarus. Zürich: Seminar für Volkskunde 2001. 2. Aufl. 2002. 178 S., 10 Abb. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 10).

Im Vergleich zur umfangreichen naturwissenschaftlichen Forschung stellen kulturwissenschaftliche Studien zum Bergbau in der Schweiz immer noch eine *quantité négligeable* dar; umso mehr sind professionelle Beiträge wie derjenige von Barbara Richner zu schätzen. Die Lizentiatsarbeit aus dem volkskundlichen Seminar der Universität Zürich allerdings thematisiert nicht (nur) ein Kapitel des inländischen Bergbaus, sondern vielmehr den aktuellen Umgang mit dieser protoindustriellen Vergangenheit. Es geht demnach nicht so sehr um die Mine, sondern um die Frage, wie der Ort der Arbeit zum Ort der Erinnerung (Richner) werden konnte, wer dazu beitrug und wie die Betroffenen darüber dachten – Musealisierung und Oral History statt Montangeschichte.

Einleitend erklärt die Autorin das Zustandekommen ihrer Studie. Als Auftragsarbeit eines am Ort aufkommenden touristischen Interesses initiiert, galt es, die letzten Arbeiter der 1961 aufgelassenen Schiefergrube zu interviewen. Da nur noch zwei Mineure lebten, entwickelte sich das Arbeiterkultur-Projekt unter Ausdehnung der Befragungen auf Angehörige und auf Nachkommen zu einem Oral-History-Projekt. Über die Mine und die Arbeitsverhältnisse hinaus kamen zusätzliche Themen zu Gespräch, die vor allem den Wandel des Bergbaus bzw. dessen Wahrnehmung fokussierten.

In einem weiteren Kapitel führt uns die Autorin in die Region und deren Entwicklung ein: verkehrstechnische Erschliessung, wirtschaftliche und demographische Daten, Tourismus, Ein- und Auswanderung liefern den Hintergrund, vor dem die Vorgänge rund um den lokalen Bergbau – mit zeitweise internationalem Export – verständlich werden. Nachdem die Techniken von Abbau und Verarbeitung des Schiefers dargelegt und später im empirischen Teil mit Interviewpassagen illustriert werden, sehen wir, wie der in der Hochkonjunktur der 1950er-Jahre für die lokale Bevölkerung uninteressant gewordene Bergbau seit den ausgehenden 1980er-Jahren wieder als touristischer Rettungsanker an Bedeutung gewinnen sollte.

In selbstreflexiver Art steckt die Autorin ein theoretisches Kapitel mit methodischen Fragen im Bereich der Oral History (Möglichkeiten der Erkenntnisebenen) und des gegenwärtigen Prozesses der Musealisierung ab. Offengelegt wird das Vorgehen im Rahmen der Feldforschung; ausführlich kommen im empirischen Teil mittels Interviewausschnitten bergbaurelevante Themen wie Arbeitstechni-

ken, aber auch Wahrnehmung von Arbeit und Arbeitern zur Sprache. Dass die Autorin dabei – was bei akademischen (Abschluss-)Arbeiten gerne als Schwäche kritisiert wird – Schritt für Schritt ihr Vorgehen darlegt und jeweils die ihr zentral erscheinenden Ziele und Inhalte resümiert, darf angesichts eines mitunter bewusst mit sprachlicher Unverständlichkeit operierenden Wissenschaftsbetriebes¹ auch einmal als Stärke vermerkt werden.

Dass mit dieser Arbeit auch eine vergangene, nur noch in Fragmenten fassbare Welt dokumentiert wird, ist der Autorin klar. Nicht in Kulturpessimismus oder einer *ethnologie d'urgence* lagen ihre Beweggründe, sondern in der Absicht, die «Phänomene des Wandels zu reflektieren» (S. 13). Zentral ist also nicht das monographische Rekonstruieren eines Bergbauzweiges, auch wenn dies in einer der landesweit wenigen Regionen mit Ansätzen einer Bergbaukultur vielleicht machbar gewesen wäre. So sehr hier auch ein Bild der Lebens- und Arbeitswelt vermittelt wird, geht es letztlich doch um die Erinnerungsmuster der direkten und indirekten Zeitzeugen; darum, wie sich deren individuelles Gedächtnis (nach Assmann das kommunikative Gedächtnis) zur offiziell präsentierten Erinnerung im Museum (kulturelles Gedächtnis) verhält. Hier ist am konkreten Beispiel zu verfolgen, wie einzelne Personen quasi zur offiziellen Version von Geschichte werden, andere aus ganz banalen Gründen ausgeblendet bleiben, dritte ihre von der Härte der Krisenjahre geprägten Erinnerungen mit einer angeblich beschönigenden musealen Darstellung konfrontiert sehen. Wie dabei Perzeptionen vom Verlauf einer Biographie geformt und noch von den aktuellen nahräumlichen Gegebenheiten mitbestimmt werden, ist aus den zahlreichen Interviewpassagen zu ersehen. Viel zitierte Dinge wie Musealisierungprozesse und derlei abstrakte Vorgänge mehr gewinnen hier ein Gesicht; grosse Schlagworte müssen sich an Menschen in ihren lokalen Bezügen messen – eine der Stärken volkskundlichen Arbeitens, die (angesichts der Diskussionen um den Stellenwert des Fachs?) bereits in Magisterarbeiten ihren Niederschlag findet. Ein gutes Zeichen.

Werner Bellwald

MAXIMILIAN TRIET/PETER SCHILDKNECHT (Hg.): Die Eidgenössischen Turnfeste 1832–2002: Streiflichter auf ein nationales Ereignis = Les fêtes fédérales de gymnastique 1832–2002: Coup d'œil sur un évènement national. Olten: Weltbild 2002. 320 S., Ill. (Schweizer Beiträge zur Sportgeschichte, 4).

Eidgenössische Turnfeste mit ihrem nationalen Identifikationsangebot vermitteln seit 170 Jahren immer wieder wichtige Beiträge zur schweizerischen Festkultur und zur Integration einzelner Bevölkerungsteile. In einem Kompendium von über 300 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und leserfreundlichem Text bieten die zwei Autoren einen gediegenen Überblick zu 73 Eidgenössischen Turnfesten, vom ersten anno 1832 in Aarau bis zum letzten von 2002 im Baselbiet.

Die einzelnen nationalen Festanlässe werden dabei als interessante Abbilder der jeweiligen Gesellschaftszustände dargestellt, sie sind aber auch informative Reflektoren der jeweiligen innen- und ausenpolitischen Situation unseres Landes. Die Verfolgung der deutschen Opposition und deren Emigration in die Schweiz vor 1848 – deutsche Emigranten waren damals als Vorturner wesentlich am Aufbau und Ausbau des Schweizer Turnwesens beteiligt –, die Trennung des Kantons Basel, der Sonderbundskrieg von 1847, der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, der Erste und der Zweite Weltkrieg, alle diese wichtigen historischen Vorgänge mit kriegerischen Implikationen haben die Schweizer Turnkultur und deren Geschichte ganz wesentlich beeinflusst. Man empfand vor und nach 1848 das Eidgenössische Turnfest durchwegs als Weiheakt auf das Vaterland. Der ETV und seine nationalen Feste wirkten dabei schon im 19. Jahrhundert integrativ: 1835 wurden ans Fest nach Basel erstmals ausländische Turner eingeladen, 1838 wurde in Chur die erste Turnersektion aus der Romandie aufgenommen, 1850 in La Chaux-de-Fonds ein Eidgenössisches im Welschland durchgeführt, verknüpft mit einer antiroyalistischen Komponente gegen das preussische Hohenzollern-Königshaus, 1868 in Bellinzona und damit erstmals in der italienischsprachigen Schweiz.

Nationale Symbolik und Emblematik dieser Zeit widerspiegeln sich im festlichen Handlungskatalog: 1840 gab es als Turnfesthöhepunkt eine gemeinsame Fahrt ab Luzern aufs Rütli, 1845 überstrahlte Tell als lebensgrosse nationale Symbolfigur den Churer Festsaal, 1886 und 1912 wurde am Turnfest zu Basel der Mythos von St. Jakob an der Birs von 1444 mit einem Festspiel voll allegorischer Schlachtbilder (Schlachtszenen und Blutdunst) beschworen. Im 20. Jahrhundert erfolgte dann nach dem ersten Schweizer Frauenturntag im Gründungsort Aarau (1932) die allmähliche Integration des weiblichen

¹ Alan Sokal/Jean Bricmont: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen.* München 1999 (1. Aufl. Paris 1997).

Geschlechts sowohl ins Eidgenössische Turnfest wie auch in den nationalen Dachverband ETV, und der Zusammenschluss beider Geschlechter zum Schweizerischen Turnverband STV liess 1991 beim Eidgenössischen Turnfest in Luzern anlässlich der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft das Emanzipationsstreben glücklich mit einem historisch-folkloristischen Festumzug ein symbolisches Ende finden. Zu dieser Zeit erfolgten auch die Integration des Behindertensportes ins Eidgenössische Turnfest und die ersten gezielten Umweltschutzmassnahmen gegen unnötigen Lärm und Abfall.

Zu den signifikanten Themenkonstanten gehören neben steten Wetterangaben auch Notizen zu technischen und organisatorischen Innovationen und Besonderheiten. Hier einzureihen ist beispielsweise der erstmalige Miteinbezug der Musik am Eidgenössischen anno 1865 in Le Locle und 1959 des Rock'n'Roll in Basel. In Chur beleuchteten die Festorganisatoren anno 1884 erstmals die Festhütte und den Festplatz mit elektrischem Licht, um die exotischen Tänze von «Normannen, Indianern, Chinesen und Matrosen» kontrastreich auch nachts vorführen zu können.

Zum Ausstattungskatalog Eidgenössischer Turnfeste gehört auch die Involvierung der obersten exekutiven Landesbehörde ins Turnerfestwesen: Erst waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts häufig Männer OK-Präsidenten, die später zu Bundesräten gewählt wurden (Welti, Forrer, Schenk, Frei, Ruchonnet, Schobinger), im 20. Jahrhundert fungierten sie eher als Ehrenpräsidenten oder bundesrätliche Festredner (Forrer, Motta, Meyer, Feldmann, Ritschard etc.).

Mit einiger Verwunderung vernimmt man im vorliegenden Werk von Klagen wegen Radau und Fehlverhaltens von Turnern während des Eidgenössischen (1843 «viehisches Saufen und Brüllen» in Aarau, 1861 «Umherwandeln der nackten Turner» in Solothurn, 1951 Tragen von Sombreros wie zur Fasnachtszeit durch zu viele Turner in Lausanne, 1959 «Saubannerzüge» in Basel). Das Alkoholproblem war seit Anbeginn ein ständiger Begleiter des Turnerfestwesens, weshalb sich das OK 1922 in St. Gallen beglückwünschte, dass 50% der aktiven Festteilnehmer keinen Alkohol konsumiert hätten. Im 19. Jahrhundert war das Gesundheitsbewusstsein laut Menükarten der Turnerfeste noch recht rudimentär, nach 1900 entwickelte sich allmählich das Verständnis für Ernährungsphysiologie und Gesundheitsschutz (1915 Aufruf am Turnfest in Genf gegen Geschlechtskrankheit und «Unzucht»).

Wer sich für die einzelnen Sportarten und Spiele im Wandel der Zeit interessiert, findet in diesem reich bebilderten Werk zahlreiche textliche und bildliche Hinweise und Angaben. Als eine Art Annex sind kurze Überblicke zur Thematik Humor, Plakat und Architektur bei Eidgenössischen Turnfesten beigegeben, ebenso Übersetzungen für Beiträge in einer andern Landessprache. *Werner Röllin*

WALTER STOLLE (Hg.): Der Tod. Zur Geschichte des Umgangs mit Sterben und Trauer. Katalog Ausstellung Hessisches Landesmuseum Darmstadt, Volkskundliche Abteilung, Aussenstelle Lorsch, 1.11.2001 bis 30.6.2002. Darmstadt: Hessisches Landesmuseum 2001. 317 S., Ill.

Wie viele Ausstellungskataloge bringt auch dieser nebst Abbildungen von Objekten und entsprechenden Kommentaren Beiträge zu Grundsätzlichem und Einzelaspekten der Sepulkralkultur. Diese Arbeiten sind in fünf Abteilungen gegliedert: Sterben und Tod, Trauer, Bestattung und Grab, Totengedenken, Tod im Jahresbrauch und in der Szene, wobei sich die Bereiche nicht immer klar unterscheiden, so etwa, wenn Trauer sich auch im Totengedenken manifestiert. Der eigentliche Gewinn bei der Lektüre liegt weniger in den allgemeinen Ausführungen, die zwar einer gewissen Notwendigkeit entsprechen, aber meist bereits anderswo Gesagtes wiederholen, als vielmehr in jenen Arbeiten, die einen Sonderaspekt beleuchten, wie etwa die Perlschnüre und Perlkränze, wobei auch die Fabrikationsstätten aufgeführt werden, oder ausgefallene moderne Bestattungsformen und Totenmasken. Das macht den Band anregend und dokumentarisch interessant, wenn auch bei einzelnen Arbeiten zu sorglos generalisiert wird. Die geschilderten Verhältnisse treffen meist nur für den mitteldeutschen Raum zu, im besondern Hessen und die Rheinlande. So bildet der Band mit den vorzüglichen Abbildungen eine wertvolle Ergänzung im reichen Mosaik der Publikationen zur europäischen Sepulkralkultur.

Paul Hugger

INGRID TOMKOWIAK (Hg.): Populäre Enzyklopädien. Von der Auswahl, Ordnung und Vermittlung des Wissens. Zürich: Chronos 2000. 306 S.

Auch Wissensproduktion und -vermittlung kann in Gattungen und kulturelle Muster gegliedert werden, die zu verstehen sich in Zeiten stets intensiverer Wissensflut mehr als lohnt. Dem Fach Europäische Volksliteratur der Universität Zürich und der Herausgeberin Ingrid Tomkowiak ist zu danken, dass durch eine interdisziplinäre Tagung, deren Beiträge hier gedruckt vorliegen, der wichtige Bereich der Kulturen und Schemata der Wissensproduktion in historischer und vergleichender Form in den Fachdiskurs eingebracht wird. Der Schwerpunkt auf der Gattung «populäre Enzyklopädie» ist insofern glücklich gewählt, als hier zusätzlich die wichtige Schnittstelle zwischen Wissensquellen und deren Zugänglichkeit und Verbreitung angesprochen wird. In einer Gegenwart, die sich gerade in unserem Fachbereich einer erheblichen populären Enzyklopädielwelle erfreut, ist diese reflexive Bestandesaufnahme besonders willkommen.

Der Anstoss für das Thema kam vom Zürcher Ordinarius *Rudolf Schenda*, zu Ehren dessen 70. Geburtstags das Symposium geplant worden war und der ganz unerwartet in der Nacht nach dem Festvortrag verstarb. Seine Annäherung an das Thema und an die Vorgeschichte des Enzyklopädischen eröffnet den Band und endet, wie erfreulicherweise jeder Beitrag in diesem Band, mit einer nützlichen Bibliographie zur betreffenden Forschungsliteratur. Der Germanist *Paul Michel* bietet einen überaus nützlichen Überblick von insgesamt zwanzig Dispositionstypen von Enzyklopädischem und gelangt zur Einsicht, «dass es keinen «Erkenntnisfortschritt» gibt, vielmehr alle Typen zu fast allen Zeiten simultan vorkommen. Taxonomische Systematiken wie alphabetische Anordnungen gibt es bereits in der Antike, die Anordnung nach Curricula und Fachgruppen durchziehen unsere modernen Universitäten. Umso mehr muss die Frage gestellt werden, was jeweils Ausschlag gibt für die Wahl einer bestimmten Dispositionsweise (S. 76). Michel entwickelt seine «Wissensordnungen» vor allem anhand von Materialien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, zieht aber auch Ideen aus der Gegenwart, insbesondere das Denken um die enzyklopädischen Dimensionen des Internets, mit heran. Dieser Aspekt wird im letzten Beitrag des Bandes gründlich aufgegriffen: Hier zeigt *Bernd Stickfort* die Zusammenhänge zwischen der Ideengeschichte des Internets und der Denkweise und dem Vokabular von Enzyklopädisten sowie dem Bibliothekswesen.

Aus den zehn weiteren, durchwegs lesenswerten Beiträgen seien hier noch einige weitere Beispiele herausgegriffen. Während die meisten andern Beiträge sich auf fast nur deutschsprachige Literaturen beziehen, bietet *Ulrich Marzolph* unter dem Titel «Mirabilia, Weltwunder und Gottes Kreatur» einen Einblick in populäre Enzyklopädien des arabisch-islamischen Mittelalters. Im Vergleich zur griechischen «Erstauntheit über das Kuriose», das «ein Verlangen nach dem Verständnis der zugrunde liegenden Ursachen und Regeln hervorrief», stellt Marzolph im mittelalterlichen Islam eine «fromme, in deskriptiver Passivität verharrende Verwunderung» fest (S. 97). Neben Aufsätzen zu spezifischen Werken mit enzyklopädischem Charakter finden sich auch diverse Beiträge, die inhaltliche Themen aufgreifen. *Uwe Puschner* zeichnet anhand von Lexika des 18. und 19. Jahrhunderts nach, wie der Begriff «Mittelalter» im Lauf dieser Zeitspanne an Konturen und damit auch an Stichwortartikeln gewinnt. *Ina Ulrike Paul* untersucht Enzyklopädien des 17. und 18. Jahrhunderts nach Spuren der Nationalstereotypik, wie man sie etwa von der Völkertafel – die man durchaus eine bildliche Enzyklopädie nennen könnte – her kennt. Sie widmet dabei einen Gutteil ihrer Exploration den Spuren des Schweizerstereotyps in Wörterbüchern und Enzyklopädien. *Verena Rutschmann* untersucht das Kinderbuch «Der Schweizerische Robinson» als ein Sammelsurium vor allem naturkundlichen Wissens, in dem die Insel als lehrreiches «Naturalienkabinett» innerhalb einer «idealen Erziehung» fungiert. *Jakob Tanner* widmet sich dem Bild des Körpers im enzyklopädischen Wissen seit der Aufklärung. Er skizziert auch den Wandel von der auf Ganzheit bedachten Körpersensibilisierung zur industriellen Körperimagination bis zur fraktalen Informationsflut zum Körper im Cyberspace.

Enzyklopädische oder enzyklopädisch anmutende Unternehmen sind für unser Fach auch in der Gegenwart keine Seltenheit. Neben dem Göttinger Akademieunternehmen «Enzyklopädie des Märchens», das sich selbst bereits namentlich als Enzyklopädie versteht, mutet z. B. auch die Inventarisierung des Schweizer Bauernhauses, die durch schön illustrierte Bände schon seit Jahrzehnten voranschreitet, als ein auf Ganzheit zielendes Œuvre an. Das neue CD-Projekt des Referats Salzburger Volkskultur zu «Bräuchen des Salzburger Landes» gehört ebenfalls in den Reigen der Übersichtswerke, und hier wird eine für einen breiteren Verbraucherkreis gedachte Version von einer eher auf das wissenschaftliche Kollegium zielenden getrennt.

In der amerikanischen Folkloristik und angrenzenden Bereichen sieht man sich in den letzten Jahren mit einer wahren Flut von enzyklopädischen Unternehmen konfrontiert (insbesondere die Bände der amerikanischen Verleger Garland und jetzt ABC-CLIO), die für zahlreiche Unterthemen kulturwis-

senschaftlicher und volksliterarischer Forschung von geographischen Regionen über Mythologie bis Frauenvolkskunde Enzyklopädien für den breiteren Markt erstellen. Das Interesse und der Reiz, Wissen oder Wissensausschnitte gesamthaft zusammenzustellen, bleibt also bestehen. Gerade das Zeitalter des persönlichen Computers beschert uns populär Enzyklopädisches frei Haus, ohne dass wir danach fragen: CDs mit allgemeinem Schulwissen oder einem kleinen Körper-ABC finden sich unter den Belohnungen für den Käufer, und was ein anständiges Textverarbeitungsprogramm ist, beinhaltet auch gleich eine Rechtschreibhilfe in mehr als einer Sprache. Umso wichtiger ist es, angesichts der hier versammelten, hauptsächlich historisch kontextualisierten Beispiele die Erkenntnisinteressen zukünftiger, nicht nur volkskundlicher Grossprojekte dieser Art zu hinterfragen und die möglichen Rezeptionseffekte sowohl populär intendierter wie «streng wissenschaftlicher» Unternehmen im Auge zu behalten.

Regina Bendix

ELFRIEDE GRABNER: *Mater Gratiarum. Marianische Kultbilder in der Volksfrömmigkeit des Ostalpenraumes*. Wien: Böhlau 2002. 158 S., Abb.

Auf den Spuren ihres Lehrers Leopold Kretzenbacher, dem das Buch auch gewidmet ist, sowie in Fortführung eigener früherer Arbeiten behandelt Elfriede Grabner in ihrem Buch verschiedene Aspekte des Marienkults in ihrer bildlichen Darstellung, wobei sowohl malerische und plastische Darstellungen an den Kultorten selbst wie das kleine Andachtsbild für den Hausgebrauch berücksichtigt werden. Die sieben hier versammelten Aufsätze beschreiben seltenere, z. T. das Unorthodoxe streifende Marienkulte, wie derjenige der Maria als Braut des Heiligen Geistes, der auf dem Schoss der Mutter sitzenden Weisheit des Vaters (Madonna von Re), der Mutter der schönen Liebe (Graz), aber auch bekanntere wie die Karmelitermadonna mit dem Skapulier oder der Maria vom Guten Rat (Genazzano). Dabei werden jedoch nicht bloss Differenzen, sondern auch Berührungspunkte bis zu Vermischungen der einzelnen Kulte deutlich. Die abschliessenden beiden Aufsätze gehen mit einer Analyse einiger marianischer Embleme und einigen Beispielen von Krankheit und Heilung – ein früheres Arbeitsgebiet der Autorin – am marianischen Gnadenort Mariazell über den bisher gesteckten Rahmen hinaus.

Der schmale Band ist keine systematische Abhandlung der Marienkulte, exemplifiziert und illustriert vielmehr in den Grundzügen Bekanntes mit Beispielen vornehmlich aus Österreich (der im Untertitel angesprochene Ostalpenraum ist sicherlich zu einschränkend). Der Band besticht vor allem durch seine zum Teil mehrfarbigen Abbildungen. Die Texte erschienen mir, nachdem das Werk doch ein Beitrag zur «Volksfrömmigkeit» sein soll, etwas zu stark theologielastig. Das politisch-kulturelle Umfeld wird wenig berücksichtigt. Mir scheint es z. B. falsch, den Kult von Re mit dem Piemont in Verbindung zu bringen, kam doch das Gebiet, in dem der Ort liegt, endgültig erst 1748 zu Savoyen. Historisch gehörte es zur Lombardei und war somit lange habsburgisch, zuerst bei der spanischen, dann, wenn auch nur kurz, bei der österreichischen Linie, was für die Kultexpansion nach Österreich vielleicht zu berücksichtigen wäre. Die Kultpraxis – und eben diese müsste zur Klärung des umstrittenen Begriffs der «Volksfrömmigkeit» miteinbezogen werden – interessiert Grabner kaum. Immerhin wird aus den Beiträgen einmal mehr deutlich, dass die so vielfältigen Marienkulte paradoxerweise erst im so genannten Jahrhundert der Aufklärung ihren Höhepunkt erreichten; der Kult der Maria vom Guten Rat setzte im deutschsprachigen Raum im Wesentlichen sogar erst nach 1755 ein und erreichte, wie die eindrückliche, von der Autorin zusammengestellte Liste der Kultorte (S. 94–100) zeigt, alsdann in Österreich eine enorme Verbreitung; ein interessanter Kontrapunkt zum gleichzeitigen Einsetzen der thesianisch-josephinischen Kirchenreform. Trotz der angedeuteten Grenzen nimmt man in einer Zeit rapiden Schwunds traditioneller Kulte und auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihnen den sorgfältig gestalteten Band gerne entgegen.

Peter Hersche

RENÉ SCHNELL: *Briefe aus Shanghai 1946–1952. Dokumente eines Kulturschocks*. Zürich: Limmat Verlag 2000. 268 p., Abb., Karte (Das volkskundliche Taschenbuch, 23).

Als geschichtliches Wesen hat jeder Mensch nicht nur seinen Anteil an der Menschheitsgeschichte oder der Geschichte seines Volkes, sondern er erfährt, in diese Geschichte eingebettet, auch seine je eigene persönliche Geschichte. Allerdings ist er sich oft nicht bewusst, wie sehr die eigene Geschichte in die grösseren Zusammenhänge eingebunden ist. Mehrere der Bände in der Serie «Das volkskundliche Taschenbuch» sind Dokumente persönlicher Geschichte, die, wenn auch eher indirekt, gleichzeitig

ihren grösseren geschichtlichen Hintergrund durchscheinen lassen. Dies entspricht weit gehend der Wirklichkeit, in der die grossen geschichtlichen Ereignisse oder die weiteren geschichtlichen oder sozialen Umstände der Gesellschaft, in der ein Autor lebt, den grossen Rahmen seines Erlebten bilden. Sie wirken prägend auf das Erleben ein, doch das Erlebte ist nicht einfach ihr Abklatsch oder ihre verkürzte Ausgabe.

Briefe aus Shanghai bietet die Möglichkeit, diese beiden Welten, die persönliche von René Schnell und die sie umschliessende kulturelle und politische Welt Chinas, relativ getrennt betrachten und miterleben zu können. Als junger Angestellter einer grossen Firma nach Shanghai versetzt, findet sich Schnell in einer ihm ungewohnten Welt wieder, mit der er sich über die sechs Jahre seines Aufenthaltes bewusst auseinandersetzt. Die Briefe, die er seinen Eltern nach Burgdorf schreibt, sind nicht einfach beschreibende Berichte seiner Erlebnisse, sondern spiegeln auch seine Bemühungen, sich in der ihm neuen und ungewohnten Welt zurechtzufinden. Diese Welt stellt sich ihm in zwei Formen dar, die sich deutlich gegenüberstehen. Die eine ist Schnells Arbeitswelt und sein Bekanntenkreis unter Ausländern, eine Art «reduzierte Schweiz». Die andere ist China, genauer gesagt Shanghai, die Chinesen, mit denen er in Kontakt kommt, und die politischen Umwälzungen, die er zum Teil hautnah miterlebt.

Um zwischen den beiden Welten eine Brücke schlagen zu können, bemüht sich Schnell schon bald nach seiner Ankunft um Chinesisch-Unterricht. Da er dafür aber nicht gleich Zustimmung findet, tröstet er sich damit, dass es vorerst wohl wichtiger sei, besser Englisch zu lernen. Zur gleichen Zeit beschreibt er, was ihm, dem Neuankömmling, im Treiben der Stadt und im Benehmen der Chinesen als ungewohnt oder befremdend auffällt. Dabei kommt er zum Schluss, dass diese Bräuche «[i]n allen Teilen für uns Weisse, und ganz besonders für uns Schweizer, unbegreifliche Sitten und Gebräuche» sind (S. 48). Ein recht kühnes Urteil, wenn man bedenkt, dass Schnell zu dieser Zeit erst wenige Wochen in Shanghai verbracht hat.

Nach dem Lesen des Buches hat man rückblickend den Eindruck, dass bereits in den ersten Briefen die Hauptthemen angesprochen werden, die im Laufe der Jahre immer wieder variiert werden. Diese Themen sind das Geschehen in der Firma und Vergleiche mit der Schweiz auf der einen, die Ereignisse in China und das Verhalten der Chinesen auf der anderen Seite. Obwohl Schnell schliesslich doch eine Gelegenheit bekommt, Chinesisch zu lernen, so bleiben seine Kenntnisse dieser Sprache – und damit auch die Möglichkeit, mit Chinesen gelöster zu verkehren – beschränkt. Gleich zu Beginn, bei seiner Einführung in die Firma, wundert er sich darüber, dass ihm nur die ausländischen, nicht aber die chinesischen Angestellten vorgestellt werden. Er ärgert sich auch über rassistische Äusserungen, die ihm aus der Schweiz berichtet werden. Dies sind zweifellos Anzeichen dafür, dass er die unterschiedliche Behandlung der Chinesen von seiten der Ausländer als unangemessen empfindet und es anders machen will. So berichtet er von seinen Bemühungen um die Sprache und zeigt sich immer wieder beeindruckt von der chinesischen Küche oder von den Orten und Landschaften, die er auf seinen Reisen erlebt. Trotzdem schneiden die Chinesen selber in seiner Beurteilung nicht selten deutlich schlecht ab, etwa wenn er mit ihnen in Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen gerät, mit ihrem Verhalten nicht einverstanden ist oder es einfach lächerlich findet. Dass er damit in gefährliche Nähe jener rassistischen Urteile kommt, die er selbst einmal scharf kritisiert hat, scheint er dabei nicht zu bemerken.

Unter den Chinesen gibt es allerdings eine Person, zu der seine Beziehung deutlich anderer Art ist. Es ist dies die gebildete junge Dame aus gut situierter Familie, die er gegen Ende seines Aufenthaltes gegen den deutlichen Widerstand mancher seiner ausländischen Bekannten heiratet. In ihrer Nähe fühlt er sich wohl und geborgen, nicht zuletzt deswegen, weil sie, obwohl Chinesin, doch auch zu einem hohen Grad mit seiner eigenen Kultur vertraut ist. Je mehr die Beziehung der beiden sich vertieft, um so mehr beschäftigt ihn seine bzw. ihre gemeinsame Rückkehr in die Schweiz und die Zeit danach. Gleichzeitig werden seine Berichte über Reiseerlebnisse und vor allem über die politischen Ereignisse mehr und mehr wie Zeitungsberichte. Ein Zeichen dafür, dass sich die Richtung seines Interesses geändert und sein Denken sich deutlich heimwärts gewandt hat. Sein anfängliches Bemühen, sich in der chinesischen Welt zurechtzufinden, ist damit in weite Ferne gerückt. Beim Leser entsteht dadurch der Eindruck, dass Schnell die chinesische Welt, von seiner späteren Frau abgesehen, trotz ihrer physischen Unmittelbarkeit empfindungsmässig doch eigentlich fremd geblieben ist. Von da aus wird der Untertitel des Buches, «Dokumente eines Kulturschocks», verständlich. Schnells Aufenthalt in Shanghai erscheint wie ein Inselleben mitten in einem brandenden Ozean, von dem nur wenig mehr als der Klang der Wellen in seine fortschreitend anderswohin orientierte Welt dringt.

Briefe aus Shanghai ist ein sehr persönliches Buch, das der eine gern liest, der andere aber ablehnen mag. Trotz mancher Wiederholungen, die sich aus der Art der Texte als Briefe ergeben, ist das Buch eine angenehme Lektüre. Eine kurze Einleitung hilft dem Leser, sich mit der Umwelt und den Umständen, in denen die Briefe geschrieben worden sind, bekannt zu machen. Mit dem oben Gesagten

sollte daher weder der Inhalt noch die Form des Buches kritisiert werden. Es sollten vielmehr einige Linien in der Entwicklung des Autors sichtbar gemacht werden in dem Gedanken, dass das Buch lesens- und bedenkenswert ist für solche, die für Jahre in einer fremden Kultur leben, ohne sich darin hinreichend integrieren zu können, aus welchen Gründen auch immer. Gerade in einer Welt, in der sprachliche und kulturelle Schranken mehr und mehr zu fallen scheinen, wird die Lektüre dieser Briefe zum Denken anregen.

Peter Knecht

UWE MEINERS (Hg.): Materielle Kultur. Sammlungs- und Ausstellungsstrategien im historischen Museum. Referate der 14. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 3. bis 6. Oktober im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum. Cloppenburg: Museumsdorf 2002. 179 S., Abb. (Kataloge und Schriften des Museumsdorts Cloppenburg, 10).

«Das Spinnrad [...], das den Prozess dinglicher Musealisierung perpetuierend in Gang hält, schnurrt munter weiter, und so lange der Motor des kulturellen Vertrautheitsschwundes an Stärke zunimmt, scheint auch das Rad des Musealisierungsprozesses an Umdrehungsgeschwindigkeit zuzulegen.» Bildreich und themengerecht zielt *Uwe Meiners* in seinem Vorwort auf die zentrale Fragestellung des Tagungsbandes: Sammelleidenschaft und Museumsgründungen stehen nach wie vor hoch im Kurs, die fachliche Auseinandersetzung mit dem musealen Sammeln und Ausstellen bleibt ein dringendes kulturwissenschaftliches Anliegen. Der Band enthält sechzehn Beiträge, die sich aus unterschiedlichsten Blickwinkeln der musealisierten historischen Dingwelt nähern und das Potenzial des Museums als Ausstellungslaboratorium einer wissenschaftlich zu erforschenden Sachkultur ausloten.

Das erste Kapitel gilt veränderten Wahrnehmungsgewohnheiten und entsprechenden Konsequenzen für das Sammeln und Ausstellen. *Jan Vaessen* kommentiert neue Präsentationsformen im Niederländischen Freilichtmuseum; *Elisabeth Tietmeyer*, *Christine Riegelmann-Nickolaus* und *Dagmar Neuland-Kitzerow* skizzieren historische Wurzeln und künftige Strategien des Museums Europäischer Kulturen in Berlin; *Hans-Ulrich Roller* geht der Akzeptanz eines Konzepts des Museums für Volkskultur in Württemberg nach und sieht das Ideal des kulturhistorischen Museums im Wechselspiel von sinnlicher Wahrnehmung und intellektuellem Anstoss. Im Kapitel «Objekte – Ikonen» stellen *Axel B. Johnson* und *Heinrich Mehl* ein dänisch-deutsches Projekt vor. Unter dem Titel «Dinge des Jahrhunderts» wurden Bewohnerinnen und Bewohner in der Grenzregion Sønderjylland-Schleswig nach museumswürdigen Objekten des 20. Jahrhunderts befragt. Das Projekt mündete in eine Ausstellung, vermittelte aber auch aufschlussreiche Hinweise auf mögliche Sammlungskonzepte für das 20. Jahrhundert. Ebenfalls um die Bewertung von Sammlungsgut durch das Publikum geht es im Beitrag von *Björn Emigholz*: Durch den langjährigen Rechtsstreit um die museale Verwahrung einer 1948 gefundenen Lanze – heute im Historischen Museum Verden – erfuhr das umstrittene Objekt eine derart starke gefühlsmässige Aufladung, dass es zu einer eigentlichen Ikone des Ortes wurde.

«Gesammelte Volkskunst – regionale Symbole» heisst ein nächstes Kapitel. Am Beispiel der transnationalen museologischen Aneignung regionaler Alltagskultur in Pommern geht *Kurt Dröge* der Frage nach, inwiefern es im Umgang mit materieller Kultur ein Kontinuum geben kann, wenn die Überlieferungskontinuität derjenigen, die diese Kultur konstituiert haben, fehlt; angesichts der Tatsache, dass Migration in jeder Gesellschaft eine mehr oder weniger grosse Rolle spielt, zweifellos eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung. Anstatt museale Bestände einfach zu vereinnahmen oder sie grenzüberschreitend auszutauschen, empfiehlt Dröge, gemeinsame Themen zu entwickeln und diese von unterschiedlichen Positionen her anzugehen. Anhand der seit dem 19. Jahrhundert immer wieder aufs Neue inszenierten niederländischen Hindeloopen-Zimmer stellen *Ellen van Veen* und *Uwe Claassen* die Frage, wie mit stark symbolbeladenen Ausstellungsensembles umzugehen sei, wenn neue inhaltliche Aspekte angesprochen werden sollen. Anstelle vollständiger Interieurs schlagen sie das Fragment als Mittel vor, Distanz zu schaffen und den Blick auf bestimmte Fragestellungen zu lenken. Zudem warnen sie davor, bei der Neubefragung von Objekten zu stark auf didaktische Mittel zu setzen. Dies sei insofern problematisch, als die Sinnlichkeit der Originalobjekte jede Dokumentation mit Texten und Fotos klar dominiere. Und grundsätzlich plädieren die beiden für regelmässige Veränderungen der Ausstellungen, um deutlich werden zu lassen, dass auch das Bewahren von Relikten der Vergangenheit dem sich wandelnden Diskurs von Wissenschaft und Gesellschaft unterworfen ist. Diesem Gedanken folgt auch der Beitrag von *Franziska Schürch* zur Frage, wie genau sich ein Kanon des Sammelns entwickelt. Unter dem Titel «Die Entdeckung des Sennischen» untersucht sie Sammlungskonzepte und museale Präsentationen zwischen 1900 und 1940 am Beispiel einer Privatsammlung

von Appenzeller Volkskunst. Ihre Studie zeigt, dass der Privatsammler – in diesem Fall Gustav von Schulthess (1884–1948) – und die ausstellenden Museumsleute mit den gleichen Objekten unterschiedliche Absichten verfolgten. Obwohl der Selektionsprozess vom Sammler und von der Ästhetik seiner Zeit bestimmt war, veränderten die durch die Ausstellungen erzeugten Wertzuschreibungen den Bedeutungsgehalt der Objekte radikal: Aus Artefakten wurden regionale und nationale Symbolträger, aus Ethnographica Kunstgegenstände.

Die zwei Beiträge im Kapitel «Mediale Inszenierungen – ethnographische Konzepte» untersuchen den Einfluss von Weltausstellungen auf museale und volkskundliche Konzepte. *Martin Wörner* zeigt auf, wie lebensweltliche Inszenierungen ab 1867 regelmässig an Weltausstellungen erprobt wurden und schon bald einmal auch den Weg ins Museum gefunden haben. Als Vorbilder galten dabei Werke der zeitgenössischen Genremalerei, die quasi dreidimensional umgesetzt wurden. (Offensichtlich – wenn auch nicht explizit angesprochen – wird in Wörners und im nachfolgenden Beitrag der Vorbildcharakter der Weltausstellungen für die ethnographischen Dörfer der schweizerischen Landesausstellungen.) Einfluss übten die Weltausstellungen jedoch nicht nur auf museale Ausstellungskonzepte aus, sondern auch auf volkskundliche Konzepte. Beispielhaft demonstriert dies *Nina Gorgus* anhand der Pariser Weltausstellung von 1937. Das dort von Georges Henri Riviére und André Varagnac aufgebaute *Musée de Terroir* nahm wichtige spätere Entwicklungen bezüglich Alltags- und Industriekultur vorweg, scheint aber sowohl in Frankreich wie auch bei der Entwicklung der Heimatmuseen im deutschsprachigen Raum (leider!) ohne Folgen geblieben zu sein.

Um Fragen moderner Ausstellungsgestaltung geht es im Kapitel «Komplexe Expositionen – audiovisuelle Animationen». Dass man auch mit herkömmlichen Methoden innovative Lösungen erzielen kann, machen *Hans-Dirk Joosten* und *Christoph Kürzeder* deutlich. Für eine Sonderausstellung über die *Via Claudia* im Freilichtmuseum an der Glentleiten wurde als tragendes Gestaltungsmittel grossflächige Malerei eingesetzt. Dabei wurde in die Illusionsmalerei allerhand Schabernack eingebaut, verbunden mit inhaltlichen Botschaften, aber auch mit der Aufforderung ans Publikum, genauer hinzuschauen. Auf vielfältige Möglichkeiten des Medieneinsatzes im Museum machen *Julia Schulte to Bühne* und *Ariane Karbe* aufmerksam. Für ein Ausstellungsprojekt über die Nachkriegszeit setzten sie systematisch gefilmte Interviews ein. Diese wirken in der Ausstellung als Katalysator der Erinnerung und stellen gleichzeitig langfristig wichtige Objektdokumentationen dar.

Das Kapitel «Überkommene Sachzeugen – musealisiertes Erinnern» enthält einen einzigen Beitrag. Darin stellt *Hubertus Habel* das Konzept für ein neues Stadtmuseum in Coburg vor. «Sammlungen – Sammlungsgeschichten» lautet die Überschrift des letzten Kapitels. Ein erster Beitrag (*Claudia Selheim*) gilt dabei der Trachtensammlung des Germanischen Nationalmuseums bzw. dem Sammler Oskar Kling (1851–1926), der innerhalb von fünfzehn Jahren rund 14000 volkskundliche Exponate sowie eine umfangreiche Trachtengrafik- und Fotosammlung anlegte. Die Autorin weist nach, wie die im Museum gezeigten Trachten vom Sammler konstruiert wurden, und zwar nach Bildvorlagen, die ihrerseits ebenfalls vielfach Konstrukte ihrer Hersteller waren. Oskar Kling wählte diese Methode mit Bedacht, ging es ihm doch eher um das Typische als um die Darstellung der Realität. Seine Sammlung wird so im nachhinein zu einem Dokument der Stereotypenbildung. Biographischen Ansätzen musealen Sammelns geht *Nina Hennig* nach. Ihre Grundfrage lautet, inwiefern ein biographischer Ansatz, der bestimmte Personen oder Familien zu Repräsentanten für grössere gesellschaftliche Gruppen macht, eine Lösung des Selektionsproblems bei der Alltagskultur des 19. und 20. Jahrhunderts darstellen könnte. Eine andere Strategie im Umgang mit der Objektflut stellt abschliessend *Claudia Richartz-Sasse* vor. Zur Dokumentation heutiger Wohnformen übernahm das Westfälische Freilichtmuseum Detmold vollständige Zimmereinrichtungen von Kindern und Jugendlichen. Das repräsentativ ausgewählte Konvolut wird zum Dokument unterschiedlicher Phänomene wie Wohnstil, Überfluss oder Schnelllebigkeit. Gleichzeitig bildet es den Kontext der zahlreichen Einzelobjekte.

Die sechzehn Beiträge des Tagungsbandes gelten mehrheitlich konkreten Ausstellungs- und Museumsprojekten. Als Erfahrungsberichte aus der Praxis sprechen sie spezifische Situationen an, die mehr oder weniger exemplarischen Charakter beanspruchen können. Der Publikation als ganzer geht dadurch die innere Geschlossenheit ab, die Zusammenstellung wirkt zufällig. Und den einzelnen Beiträgen fehlt zu oft die grundlegende Betrachtung.

Thomas Antoniotti

OTTAVIO LURATI: *Per modo di dire. Storia della lingua e antropologia nei modi di dire italiani ed europei*. Bologna: Cooperativa universitaria editrice 2002. 394 p.

In ogni lingua circola un cospicuo nucleo di parole e espressioni che appaiono «normali» fintanto che ci si limiti a usarli nella routine del quotidiano. Ma non appena si tenti di stringerle più da vicino dal punto di vista storico, subito si dileguano: espressioni proteiformi, avara della loro storia, si negano a chi cerchi di accostarne sostanze e valenze pragmatiche originarie. Ad esse, così come a vari aspetti di fondo delle locuzioni, è dedicato questo volume di Lurati sui modi di dire, in larga misura voluto e realizzato con un impianto teorico e generale. Se nel *Dizionario dei modi di dire it.* (Milano, Garzanti Grandi Opere, 2001) lo studioso svizzero si era dedicato soprattutto a ricerche e interpretazioni nuove su aspetti locuzionali specifici, qui avanza ora un inquadramento inedito per l'intero settore del cosiddetto discorso ripetuto, operando con materiali sia italiani sia francesi e spagnoli sia tedeschi e di altre lingue.

Le analisi svolte nella nuova ricerca sono articolate in modo tematico (commenti che vengono assunti quanto al comportamento degli altri, echi religiose nel parlar corrente; lingua e diritto, un settore quest'ultimo che è stato a lungo trascurato). Significative appaiono ad esempio gli inquadramenti semantici con cui vengono date nuove interpretazioni storiche e culturali sono motti come *donner un bidon à quelqu'un*, deluderlo, ingannarlo, non presentarsi a un appuntamento, su *mettere un treno in carraffa*, tipico del gergo dei ferrovieri italiani, come far fiasco, che in questa forma specifica (e semplicificata) usiamo almeno dal 1803, ma che anticamente (già nel Trecento) suonava come *appiccare il fiasco a uno* per «sottoporlo a una pena ignominiosa, schernirlo». In tema, un'ampia documentazione desunta da statuti, leggi medievali italiane e tedeschi così come da vari testi letterari, mostra come si trattasse, in origine, della stilizzazione di una antica pratica, che era quella della escissione del phallus che veniva imposta a adulteri e a persone che si erano abbandonate alla violenza sessuale. Dal punto di vista geografico questo primo capitolo spazia dall'Italia alla Francia, dalla Germania alla Svizzera alla Svezia, senza trascurare certe componenti di parlate dell'Ucraina: un esteso affresco che chiarisce e congiunge molti elementi sin qui lasciati isolati l'uno dall'altro.

Ci si occupa poi della tipologia dei modi di dire, così come se ne approfondisce la utilizzazione sintattica e funzionale. L'approccio discorsivo e pragmatolinguistico è applicato all'analisi degli atteggiamenti mentali (allusione, ma anche attenuazione e eufemismo, a meno che i parlanti decidano di capovolgere il tutto in un uso disfemico: per altro più raro) che spingono a servirsi di un modo di dire invece di ricorrere ad una perifrasi o a una formulazione più personale. Né le locuzioni sono qualcosa di meramente ancorata nel passato: lo provano tra l'altro la copiosa documentazione che in queste pagine viene addotta quanto all'uso che delle modalità locuzionali si fa a livello di molti mass-media. Nuova, in questa seconda articolazione, la parte dedicata all'accertamento degli apporti delle varie regioni da cui italiani e italiane hanno via desunto parecchi dei motti di cui si servono quotidianamente. Nel parlare corrente vi sono così tasselli che mossero dalla Lombardia (*mettere alla berlina, far lana, avere una vertenza*), dal Veneto (*essere uno spilorcio*), dalla Liguria (*essere smilzo*, a sua volta una desunzione dal fr. *mince*), dalla Toscana (*essere uno sciocco, un tanghero*), per spingersi nella zona di Roma (*essere un buzzurro, portare jella, è una racchia*) e puntare all'Italia Meridionale (*fare camorra, avere le paturnie*). Lurati scandaglia anche espressioni quanto mai concrete legate al mondo degli affetti e degli stati d'animo che tanto incidono sul nostro vissuto. Resta che l'interesse scientifico per i modi di dire si legittima anche come uno dei contributi che la linguistica può recare all'analisi dell'immaginario e della storia delle mentalità condivise.

In determinati casi, come per commenti quali *sei un discolo*, ci si trova confrontati a espressioni che hanno percorso una strada soprattutto fonetica, come il passaggio da *sei un diavolo*, da cui attenuativamente venne sviluppato *sei un diascolo*, che poi, come in molti altri casi, doveva divenire *sei un discolo* (cfr. *maitino* che dà *mattino*, *preite* che si riduce a *prete* ecc.). Le riflessioni che vengono svolte sull'analisi fonetica e, quanto più preme, culturale, dei modi di dire insistono sul fatto che troppo a lungo (persino nel lavoro di Rohlf) si è fatta della grammatica storica su singole parole, mai sulla fonetica di locuzioni e di concrete utilizzazioni nella catena del discorso.

Dall'analisi sul modo di dire affiorano, su un altro versante, anche i pregiudizi cui erano esposte le donne (come è *zitella*, è una ragazza madre; donna al volante pericolo costante ecc.). Di non poche designazioni si dà una nuova interpretazione storica (che vedeva comunque la donna pensata o come sposata o come non sposata, comunque sempre in rapporto all'uomo). In quasi tutte le culture europee si possono cogliere gli echi dei pregiudizi che circolavano sulla debolezza della donna, presentata da certo frasario quale *sesso debole* (in uso almeno dal 1699, e rimasto radicato a lungo). In campo cittadino si impiantano poi nell'Ottocento idealizzazioni mistificatorie del tipo di *angelo del focolare* e *angelo di bontà*.

Questi elementi discorsivi ottocenteschi introducono alla problematica (gravida di riflessi anche sociali) del ricorso all'ideologema, sia in forme (già predarwiniane) quali *lotta per la vita*, sia in formulazioni noventesche come primo, secondo, terzo mondo, cui verrà poi aggiunto un *quarto mondo*, per segnalare i meno sviluppati tra i paesi già in forti difficoltà di sviluppo. E questi non sono che singoli esempi di elementi, accertabili anche attraverso l'ampio indice che arricchisce il volume. La ricerca porta così da antichi usi linguistici medievali a utilizzazioni moderne (compreso il linguaggio del femminismo) e al discorso persuasivo attuale, in cui siamo tutti immersi.

Insomma, gettare lo scandaglio nelle pieghe del nostro discorso ripetuto si tramuta spesso in un sondare delle esperienze che colpirono ampi strati della popolazione: che, si sarebbe tentati di dire, le immisero nella memoria storica della lingua. Occuparsene, viene così a essere un fascinoso percorso tra esperienze insospettite da parte di noi parlanti del nuovo secolo, che siamo spesso imprigionati nel presente e non possiamo agevolmente renderci conto come molte delle nostre frasi fatte si radicassero in un mondo vissuto in misura quanto mai intensa.

Marco Fantuzzi

DIE DREI WINDE. Rätoromanische Märchen aus der Surselva. Gesammelt von Caspar Decurtins, übers. und hg.: von Ursula Brunold-Bigler. Chur: Desertina 2002. 416 S.

Die Volkskundlerin Ursula Brunold-Bigler hat durch sorgfältige wissenschaftliche Edition mit kenntnisreicher Einführung und beherrschter sozialhistorischer Analyse schon manchen Bündner Erzählschatz gehoben; erinnert sei hier an die «Mythologische Landeskunde» von Arnold Büchli, die sie neu edierte und mit einem Registerband, Einleitungen und Nachworten ergänzte. Mit dem vorliegenden Band präsentiert sie nun eine faszinierende Sammlung von 131 rätoromanischen Märchen aus der Surselva (NW-Graubünden) in einer behutsamen Übersetzung, die die einfache Sprache der erzählenden Menschen «mit all ihrer Platitude und Derbheit» konsequent wiedergibt. 62 der Texte sind hiermit erstmals ins Deutsche übertragen, darunter elf bisher unedierte Märchen aus einer Handschrift der Klosterbibliothek Disentis (Nr. 121–131).

Gesammelt hat die Märchen der in Trun geborene Kulturhistoriker und katholische Sozialpolitiker Caspar Decurtins (1855–1916), Mitbegründer der Universität Freiburg und engagierter Verteidiger des gefährdeten Rätoromanischen. Ihm und seinen Gewährsleuten haben wir nicht nur die Märchen aus der Surselva (seiner Heimat) zu verdanken, sondern die umfassendste Textsammlung zur Kulturgeschichte des gesamten bündnerromanischen Gebiets überhaupt, die dreizehnbändige «Rätoromanische Chrestomathie», bestehend aus mündlichen und schriftlichen Quellen von der Reformation bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Bände kamen in den Jahren 1896 bis 1919 im Verlag Junge in Erlangen heraus (ein Reprint der Originalausgabe erschien 1982 bis 1986 im Octopus Verlag in Chur, ergänzt um einen Registerband). In Band 2 dieses Monumentalwerks nun sind die Märchen aus der Surselva zu finden.

Einige dieser Märchentexte wurden von Gian Bunti bereits 1935 ins Deutsche übersetzt und einem breiteren Publikum zugänglich gemacht (in «Märchen aus dem Bündnerland»). Ein noch breiteres Publikum schliesslich dürften einige der Surselver Märchen in den Übersetzungen von Leza Uffer erreicht haben, die in den 1970er-Jahren in der Reihe «Märchen der Weltliteratur» des Diederichs Verlags erschienen (in «Schweizer Volksmärchen» 1971, herausgegeben zusammen mit Robert Wildhaber, und in «Rätoromanische Märchen» 1973). Doch dank Ursula Brunold-Bigler liegen nun erstmals sämtliche Surselver Märchen der Rätoromanischen Chrestomathie in identischer Reihenfolge vollständig in deutscher (Neu-)Übersetzung vor.

Mit «Die drei Winde» haben wir aber mehr als eine originalgetreue und vollständige Übersetzung der Surselver Märchen zur Hand. Die Märchensammlung besticht auch durch ein ungemein anregendes Nachwort, das Decurtins' Märchensammlung in den zeitgenössischen Kontext stellt, kritisch würdigt und zentrale Aspekte einer historisch-vergleichenden Erzählforschung aufgreift (S. 349–390). Ebenfalls lobenswert zu erwähnen sind die Nachweise zu Erstdruck, vorhandenen Übersetzungen, entsprechenden Erzähltypen und -motiven und weiterführender Fachliteratur, die jedem einzelnen Märchen beigegeben sind (S. 391–409). Wo immer möglich versucht die Herausgeberin ausserdem aufgrund sprachlicher Eigenheiten genauer zu lokalisieren, wo die Märchen jeweils erzählt worden sein könnten. Bei Decurtins fehlen nämlich Angaben zu Erzählerpersönlichkeit und Erzählsituation, ein aus der Sicht einer modernen Erzählforschung besonders schmerzliches Manko. Doch erfahren wir im Nachwort, dass sich Decurtins damit – durchaus zeitgemäss – in der Sammeltradition der Brüder Grimm bewegt, die sich noch nicht für die soziologische Funktion des Erzählens interessierten, also

nicht dafür, wer wem was wann wozu erzählte, sondern für die Rekonstruktion germanischer Mythen aus der Volkspoesie.

Überhaupt erweist sich der Einfluss der Grimmschen «Kinder- und Hausmärchen» auf die surselvischen Märchen als ausserordentlich stark: Etwa die Hälfte der Märchen zeigt eine mehr oder weniger direkte Abhängigkeit. Spuren hinterlassen haben in den surselvischen Märchen aber auch die Exempelliteratur und die populäre Heftchenliteratur. Das Titelmärchen «Die drei Winde» (Nr. 51) beispielsweise beruht auf dem italienischen «Cantare di Liombruno», einem epischen Gedicht aus dem 14. Jahrhundert, das im 19. Jahrhundert via Kolportageheftchen massenhafte Verbreitung fand.

Auch eine stimulierende Analyse zum genderspezifischen Erzählen fehlt im Nachwort nicht; als Verfahren weiblicher Erzählerinnen, (Männer-)Märchen zu feminisieren, nennt die Autorin etwa die Umkehr stereotyper Geschlechterrollen und die Reduktion der traditionell vorgeformten (sexuellen) Gewalt.

Wertvoll für die heutige Rezeption der Märchen ist der Hinweis auf die Probleme der frühen Feldforschung. So zeigt sich, dass der Leseindruck eines teilweise nüchternen, kargen, rasch voranschreitenden, auf eine Inhaltsangabe reduzierten Erzählstils keine Eigenart rätromanischer Märchen ist, sondern vielmehr mit Schwierigkeiten der Forscher im Feld zu tun hat und auf mangelnde Motivation der Erzählerinnen und Erzähler zurückzuführen sein dürfte. Tonbandgeräte standen noch keine zur Verfügung, die Sammler und Sammlerinnen mussten also Stichworte notieren und diese später ausformulieren. Zudem waren Decurtins und seine Helfer wohl selten bei lebendigen Märchendarbietungen mit erwartungsvollem Publikum zugegen; vielmehr wurden die Erzählungen auf Verlangen diktiert, ein Verfahren, das die Erzähler nicht unbedingt zu ausschmückender Fabulierlust angeregt haben dürfte. Einer vergnüglichen Lektüre für Laien wie Fachleute tut das aber keinen Abbruch. Möge diese originelle Märchensammlung also ein breites Lesepublikum finden!

Brigitte Frizzoni

GIORGIO CRACCO (Hg.): *Per una storia dei santuari cristiani d'Italia. Approcci regionali*. Bologna: Il Mulino 2002. 493 S.

Der von Cracco herausgegebene Band stellt den ersten Versuch dar, die italienischen Wallfahrtsorte systematisch zu erfassen. Im deutschen Sprachraum haben solche Inventare schon eine längere Tradition: Rudolf Kriss oder Gustav Gugitz etwa können hier erwähnt werden, bis zurück zum bayerischen Jesuiten Gumpfenberg, der schon im 17. Jahrhundert mit seinem «Atlas Marianus» ein erstes Verzeichnis der Marienheiligtümer veröffentlichte und dem der Herausgeber in seiner Einleitung eine Huldigung zollt. Cracco ist es gelungen, an den Universitäten sozusagen aller Regionen Italiens Mitarbeiter, zum Teil grössere Gruppen, zu finden, welche die Forschungsarbeit vor Ort in Angriff nahmen und dann in relativ kurzer Zeit anlässlich einer 1999 in Trient stattgefundenen Tagung erste Resultate vorlegen konnten, die im vorliegenden Band mit etwas über zwanzig Beiträgen dokumentiert sind. Basis war eine Fragebogenaktion, dazu traten Archivrecherchen, die Auswertung lokaler, wenn auch meist wenig wissenschaftlicher Literatur und *oral history*. Es wurde jedoch vermieden, den lokalen Forschergruppen ein allzu enges Korsett anzulegen. Auch chronologisch wurden keine fixen Schwerpunkte gesetzt: Im Extremfall reichen die Studien von der Antike bis zur Gegenwart, wobei aber vor allem bei den Beiträgen zu Süditalien doch das Mittelalter im Vordergrund steht.

Entsprechend diesen lockeren Vorgaben sind auch die Resultate sehr unterschiedlich. Während einige Beiträge noch im Vorhof methodischer Überlegungen steckenbleiben oder eher Arbeitspläne dokumentieren, liefern andere schon interessante Einzelresultate, die z. T. auch statistisch untermauert sind. Fast immer wird jedoch darauf verwiesen, dass die Arbeiten noch im Gang und die Resultate daher als provisorisch zu werten seien. Und natürlich tauchen auch eine Menge Fragen zum weiteren Vorgehen auf, die an der Tagung diskutiert werden konnten und somit einem hoffentlich fruchtbaren Meinungsaustausch der Vertreter verschiedener Forschungsansätze dienen können. Die Lektüre der Einzelbeiträge lässt bereits einige Generalisierungen als möglich erscheinen. Pro Region ist mit einhundert bis vierhundert Wallfahrtsorten zu rechnen, wobei die Verteilung keineswegs immer gleichmässig ist. Auch auf der Zeitachse zeigen sich Ballungen, so in der Zeit nach der Gegenreformation. Hier tritt überdies die Dominanz des Marienkults klar hervor: In der Regel sind mindestens die Hälfte bis über Dreiviertel der Wallfahrtsorte marianisch. Das sehr nützliche Register am Schluss listet alle im Text speziell erwähnten Wallfahrtsorte auf: Von den rund 1200 Namen sind rund 60% der Madonna gewidmet, etwa 30% anderen Heiligen, weniger als 10% haben ein christologisches Patronat.

Die Wallfahrtsforschung der romanischen Länder beschränkte sich lange Zeit auf die grossen mittelalterlichen Fernwallfahrten, wie der seinerzeitige Münchner Tagungsband («Wallfahrt kennt keine

Grenzen», hg. von Lenz Kriss-Rettenbeck und Gerda Möhler, München 1984) eindrücklich belegt. Das hat sich grundlegend geändert: Vor kurzem haben auch die Franzosen die nachmittelalterliche Wallfahrt «entdeckt» und zwei dicke Tagungsbände vorgelegt («Rendre ses vœux», hg. von Philippe Boutry u.a., Paris 2000; «Pèlerins et pèlerinages dans l'Europe moderne», hg. von Philippe Boutry und Dominique Julia, Roma 2000). Der von Cracco herausgegebene Band dokumentiert dieses neuerwachte Interesse eindrücklich. Paradoxerweise geschieht dies zu einem Zeitpunkt, in dem sich die traditionsreiche volkskundliche Wallfahrtsforschung im deutschsprachigen Raum aus verschiedenen Gründen eher im Abschwung befindet.

Zwei Wünsche seien in diesem Zusammenhang zum Schluss formuliert. Erstens sollte die italienische Forschung nach der Inventarisierung zur phänomenologischen Erforschung der nachmittelalterlichen Wallfahrt weiterschreiten. Dabei sollte sie zweitens – und das gilt auch für die um Boutry und Julia versammelten französischen Forscher – die Resultate der schon lange auf diesem Gebiet arbeitenden deutschen volkskundlichen Forschung zur Kenntnis nehmen. Natürlich gilt auch das Umgekehrte. Leider hat der Münchner Kongress vor zwanzig Jahren nicht zu einer allgemeinen Öffnung geführt; nach wie vor vollzieht sich die wissenschaftliche Arbeit trotz Europäischer Union im Allgemeinen in sehr engen nationalen Kontexten. Nicht nur die Wallfahrt, sondern auch die Forschung sollten keine Grenzen kennen!

Peter Hersche

BORBÉLY ÉVA: Cenzúrázott bolondünnep. Farsangolás Bázalben. Kolozsvár: Kriza János Néprajzi Társaság 2001, 104 S., Abb. (Kriza Könyvek, 6).

Die nach dem berühmten ungarischen Volksliedersammler des 19. Jahrhunderts aus Siebenbürgen, János Kriza, benannte, im Jahre 1990 begründete ungarische volkskundliche Gesellschaft in Klausenburg (ungarisch: Kolozsvár, rumänisch: Cluj-Napoca) gibt unter anderem eine Schriftenreihe mit dem Titel «Kriza Könyvek» (Kriza-Bücher) heraus. Als sechster Band dieser Reihe ist die Darstellung der Basler Fastnacht durch Éva Borbély unter dem Titel «Zensiertes Narrenfest» erschienen.

Im ersten Teil des Buches beschäftigt sich die Autorin mit der Geschichte der Fastnacht im Allgemeinen und speziell mit den mindestens 700-jährigen Fastnachtsbräuchen in Basel, die mehr oder weniger ihre heutige Form im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gefunden haben. Für die ungarischen Leser ist es wichtig, auch den Ursprung der Wörter «Karneval» und «Fasching» bzw. «Fastnacht» zu erklären. Im Ungarischen ist als Bezeichnung für die Zeitspanne zwischen dem Dreikönigstag und dem Faschingsdienstag (bzw. Aschermittwoch) «farsang» verbreitet. Der Termin kommt von der deutschen Fas(t)nacht, deren erste schriftliche Erwähnung aus dem Jahre 1283 stammt. Im Karpatenbecken kommt er in deutschen Schriften aus dem Jahre 1441 zum ersten Mal vor. In der ungarischen Sprache ist es seit dem Ende des 15. Jahrhunderts belegt. Éva Borbély fasst im Folgenden grundsätzlich die Forschungsergebnisse von Alfred Berchtold, Hans Dürst, Theo Gantner, Eugen A. Meier und Peter Weidkuhn zur Geschichte der Basler Fasnacht sowie zur Rolle der Fasnachtsgesellschaften (sog. Cliques) und des Fasnachts-Comités, das eigentlich für die Finanzierung des Umzuges (sog. Cortège) und die Konzipierung der Fasnachtsverordnungen verantwortlich ist, zusammen. In einem selbständigen Kapitel werden Produktion und Gestaltung der Masken und der Kostüme behandelt. Wie bei anderen Grossstadt-Fasnachtsumzügen (z. B. in Köln, Mainz usw.) spielen die Trommeln und Pfeifen auch in der Basler Fasnacht eine wichtige, bestimmende Rolle. Ihnen sowie den Papierlaternen und Lampions wurde auch ein eigenes Kapitel gewidmet.

Im zweiten Teil beschreibt die Autorin Vorbereitung und Durchführung des Fasnachtsumzuges im Jahre 1996. Éva Borbély hat grundsätzlich mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung und des Interviews ihr Material gesammelt und anhand dieses Materials die Ereignisse beschrieben und analysiert. Der Band wird von aussergewöhnlich informativem, teilweise farbigem Bildmaterial ergänzt und mit einer englischen Zusammenfassung sowie mit einem englischen, rumänischen und ungarischen Inhaltsverzeichnis erschlossen.

Den Fastnachtsbräuchen wurde schon eine endlose Reihe von Büchern, Abhandlungen und Artikeln gewidmet. Das Buch von Éva Borbély ist trotzdem beachtenswert, denn für die ungarische Leserschaft liefert es Vergleichsmaterial zu den ungarischen Fastnachtsbräuchen. Nicht weniger kann es aber vielleicht auch für die Basler interessant sein, denn hier wird einmal die bereits bekannte und vielbeschriebene Basler Fasnacht durch eine Aussenseiterin beobachtet und interpretiert.

József Liszka

LAURA WEHR: *Kamerad Frau? Eine Frauenzeitschrift im Nationalsozialismus*. Regensburg: Roderer 2002. 175 S., Abb. (Regensburger Schriften zur Volkskunde, 16).

«Kamerad Frau» hiess die Frauenzeitschrift, die Laura Wehr untersucht hat, erst ab April 1943. Zuvor trug sie den Titel «Die junge Dame» und kam mit diesem Namen so ganz anders daher als die «NS-Frauenwarte» und andere nationalsozialistische Zeitschriften für ein weibliches Publikum. Ob und inwiefern sie wirklich anders war, darum geht es der Autorin bei ihrer Analyse des Frauenbildes dieser Zeitschrift für junge, unverheiratete und vorwiegend berufstätige Frauen zwischen siebzehn und dreissig.

Wie viele Leserinnen die von Juni 1933 bis Oktober 1944 zunächst wöchentlich, dann vierzehntäglich erschienene Illustrierte hatte, wird nicht ganz klar, denn einmal ist von 100000 Leserinnen zwischen 1933 und 1945 die Rede (S. 7), an anderer Stelle von 100000 in den Jahren 1939 und 1940 verkauften Exemplaren (S. 38), und gleich anschliessend wird darauf hingewiesen, dass seit Kriegsbeginn keine Auflagenzahlen mehr im Impressum erschienen (ebd.).

Quellenbasis der qualitativen Untersuchung sind 97 Ausgaben; die Vorgehensweise wird als «hermeneutisches bzw. deskriptiv-analytisches Verfahren», «systematische Inhaltsanalyse» und «dichte Beschreibung» bezeichnet. Weil die Autorin davon ausgeht, dass die Zeitschrift ein Bild des normierten weiblichen Alltags in der NS-Zeit zeichnet, konzentriert sie sich auf die in diesem Zusammenhang wichtigen Analysekatoren Arbeit (Erwerbsarbeit, Hausfrauentätigkeit, Berufsfelder, «kriegswichtige Arbeit»), Weiblichkeitsideale (Tugenden, Interessen, Freizeitgestaltung, Werte) und Geschlechterbeziehungen (jenseits und während des Krieges); andere Aspekte wie Mode, Lebenshilfe, Lesestoffe oder Haushaltsführung spielen für ihre Untersuchung keine zentrale Rolle, scheinen aber ab und zu unter den anderen Punkten mit auf. Ein in der Mitte des Bandes untergebrachter Bildteil mit Beispielseiten aus der «Jungen Dame» bzw. «Kamerad Frau» veranschaulicht die einzelnen Aspekte der Inhaltsanalyse und lädt wie die gut ausgewählten Zitate aus der Zeitschrift dazu ein, die Interpretationen direkt am Material nachzuvollziehen.

Sinnvoll eingeleitet wird die Zeitschriftenanalyse durch einen kurzen Überblick über den Forschungsstand zur Rolle der Frau im Nationalsozialismus sowie einige Hinweise auf Analysen von populären Lesestoffen und autobiographischen Zeugnissen von Soldaten, besonders Feldpostbriefen (wobei die Arbeiten von Klara Löffler allerdings keine Erwähnung finden).

Interessant und informativ ist auch das auf der Arbeit von Sylvia Lott («Die Frauenzeitschriften von Hans Huffzky und John Jahr», Berlin 1985) basierende Kapitel zur Verlags- und Redaktionsgeschichte. Ihm ist nicht nur das zum Teil sehr distanzierte Verhältnis einiger Redaktionsmitglieder zur NSDAP zu entnehmen, sondern auch die Nachkriegsgeschichte. Der Verlagsinhaber John Jahr, ehemaliger Kommunist und seit März 1933 Mitglied der NSDAP, gründete nach 1945 zusammen mit Axel Springer die «Constanze» (1947), die «Brigitte» (1957) und «Schöner Wohnen» (1960) und schliesslich mit Richard Gruner die «Gruner und Jahr GmbH» (1965). Die 1950 versuchte Wiederbelebung der «Jungen Dame» durch den Constanze-Verlag, bei der man auf Teile der alten Redaktion und das alte Profil zurückgriff, scheiterte nach einem Jahr.

Das von Laura Wehr mit der ehemaligen Besitzerin der untersuchten Ausgaben geführte lebensgeschichtliche Interview vermittelte zwar der Autorin «einen Eindruck davon, wie die Alltagswirklichkeit einer jungen Frau in den Kriegsjahren auf der Wahrnehmungs- und Vorstellungsebene aussah und welche Rolle dabei «Die junge Dame» spielte» (S. 10), doch ausser einer kurzen Biografie der Interviewpartnerin und zwei Zitaten erfahren die LeserInnen darüber bedauerlicherweise nichts, auf das Interview wird an keiner Stelle der Arbeit nochmals eingegangen.

Insgesamt wird deutlich, dass «Die junge Dame» bzw. «Kamerad Frau» dem vom NS-Regime gewünschten Frauenbild voll entsprach. Die Zeitschrift stellte Frauenalltag im Nationalsozialismus nicht authentisch dar, sondern konstruierte und präsentierte das Idealbild einer Frau im Krieg. Deren Aufgabe war es, «die Heimatfront zu stärken und doch unverändert anpassungsfähig zu sein, wenn der Mann von der Front zurückkommt» (S. 166).

Für die Einordnung der untersuchten Frauenzeitschrift in den grösseren Kontext des Unterhaltungsangebots jener Zeit wäre ein abschliessender Vergleich mit den Ergebnissen der Studie von Ute Bechdolf zum Frauenbild im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm («Wunsch-Bilder?», Tübingen 1992) sicher interessant gewesen. Doch können LeserInnen diesen Vergleich ja auch selbst ziehen.

Ingrid Tomkowiak